

DER FELS

Bischof Heinz Josef Algermissen:

„Die Geschichte des Christentums
beginnt neu durch euch“

275

Raymund Fobes:

Die Wahrheit schenkt Hoffnung
auf eine großartige Zukunft

278

Pfr. Winfried Abel:

Maria Dienerin der Wahrheit
und Zeichen des Widerspruchs

283

Katholisches Wort in die Zeit

41. Jahr Oktober 2010



INHALT

Bischof Heinz Josef Algermissen:
„Die Geschichte des Christentums
beginnt neu durch euch“ 275

Raymund Fobes:
Die Wahrheit schenkt Hoffnung
auf eine großartige Zukunft 278

Pfr. Winfried Abel:
Maria Dienerin der Wahrheit
und Zeichen des Widerspruchs 283

Katholisch statt relativistisch
Interview mit Weihbischof Dr. Klaus Dick,
Köln, zur Seligsprechung
von Kardinal Newman!..... 286

Jürgen Liminski:
Zurück zu den Quellen..... 288

Prof. Dr. med. Helmut Renner:
Von der Ablehnung zur Annahme 291

Inge M. Thürkauf:
„Herr, schenke uns Priester
nach deinem Herzen“ 294

Jürgen Liminski:
Reformen erst, wenn der Staat
richtig pleite ist? 298

Auf dem Prüfstand 300

Zeit im Spektrum..... 301

Bücher 302

Veranstaltungen 303

Impressum „Der Fels“ Oktober 2010 Seite 303
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

**Titelbild: Fuldaer Dom
mit Lichterprozession**

Fotos: 275, 278-282, 284-285, 291 Renate Gindert;
276 Bistum Fulda; **283, 297, 286** Archiv; **287** Raymund
Fobes; **288, 289** Kirche in Not; **293** Rip. Vietata; **295**
KNA-Bild; **296, 297** Inge M. Thürkauf; **299** Liminski

Quelle S. 304: Josef Innerhofer: „Südtiroler Blutzeu-
gen“ Athesia-Verlag Bozen 1985

Liebe Leser,

nach dem Kalender beginnt das neue Jahr am 1. Januar. Tatsächlich aber präsentieren Unternehmen im Herbst nach der Urlaubszeit neue Produktionsziele, in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen fängt ein neues Schuljahr an, Vereine stellen neue Jahresprogramme vor, die Parlamente treten wieder zusammen. Eine hektische Betriebsamkeit setzt ein. Was aber macht diese Planungen sinnvoll?

Wir leben in einer Gesellschaft, in der jeder Platz und jede Zeit mit Initiativen und sonstigem Tun randvoll ausgefüllt zu sein scheint, sodass wir die Stimme Gottes an unserer Seite nicht mehr hören, wie Papst Benedikt XVI. im Juli im Abruzzenort Sulmona angemerkt hat. In der Betriebsamkeit der westlichen Welt, in der vielfach selbst Freizeit und Urlaub verplant sind, bleibt für Fragen, die denkende Menschen seit je beschäftigt haben, kaum Zeit: „Wer bin ich? – Woher komme ich? – Wohin gehe ich? – Wofür bin ich auf der Welt?“ Solche „politisch unkorrekten“ Fragen tauchen eventuell dann auf, wenn jemand durch Krankheit oder ein Bekehrungserlebnis aus der bisherigen Bahn geworfen wird.

Der französische Schriftsteller Georges Bernanos hat gegen Ende seines Lebens summarisch festgestellt: „Alles ist Gnade“. Er wollte damit ausdrücken, dass Gott unserem Tun immer voraus geht. Denn das Wesentliche unserer Existenz wird uns geschenkt.

Der Papst hat auch in Sulmona zu jungen Menschen über das Geheimnis der Berufung gesprochen. Für Benedikt XVI. stand dabei nicht zuerst die Berufung zur Ehe, zum Priester- oder Ordensstand oder zu einer beruflichen Tätigkeit im Vordergrund, sondern die ganz persönliche Beziehung zu Gott. Bei Gott sein, sein Wort hören zieht, wie der

Papst sagt, nicht von den Realitäten dieser Welt weg. Aber es gibt Kraft zu echter Freiheit, schützt vor Anmaßung, modischen Anpassungen und Versuchungen.

Im Zusammenhang mit den sexuellen Missbrauchsfällen, in die auch Priester verwickelt waren, hat ein kluger Kopf festgestellt: Diese Täter hatten ein Beziehungsproblem, nämlich eine fehlende Gottesbeziehung.

Glaube und Gebet lösen nicht einfach die Probleme. Aber sie „lassen sie in einem anderen Licht erscheinen und mit neuer Kraft angehen, gelassener und wirksamer“ (Benedikt XVI.). Die Heiligen der Kirche haben das „Vater unser“ ernst genommen. Deswegen waren sie keine Individualisten, die nur für sich gelebt haben. Auf ihrem Weg von „Jerusalem nach Jericho“ sahen sie die Menschen, die in ihrer Not an der Straße lagen. Die Kirchengeschichte erinnert daran, was Heilige für die „Nächsten“ getan haben mit Hospitälern, Waisenhäusern, Schulen und anderen sozialen Einrichtungen, lange bevor es einen modernen Sozialstaat gab.

Heilige haben ihre Bekehrung immer als große Gnade gesehen, selbst wenn sie mit schmerzlichen Anlässen verbunden war. Wir haben heute in den westlichen Ländern ein Problem, das es so in anderen Ländern nicht gibt. Die Menschen sind religiös „unmusikalisch“ geworden. Es geht mit ihnen wie mit denen, die mit Kunstverständnis die religiösen Werke von Haydn, Beethoven, Bach etc. hören, den Inhalt und die religiöse Bedeutung aber nicht erfassen. Zu ihrer Bekehrung bleiben uns nur zwei Möglichkeiten: Das Gebet und das nachdenklich machende Beispiel christlicher Nächstenliebe.



Mit den
besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

„Die Geschichte des Christentums beginnt neu durch euch“

Als das Programm für den diesjährigen Kongress „Freude am Glauben“ vorbereitet wurde, konnte keiner ahnen, wie aktuell das Motto „Die Kirche – Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs“ durch die Entwicklung in den letzten sechs Monaten sein würde. Die Kirche, geschwächt durch sexuelle Missbrauchsfälle und nicht selten in den Medien vorgeführt und diskreditiert, ist in Gefahr, sich in eine Nische zurückzuziehen, wie es ja manche Politiker seit längerem fordern, weil sie deren warnende und mahnende Stimme als lästig erfahren. Die Kirche sei selbst „Missbrauchsopfer“, weil einzelne Priester ihr Gelübde gebrochen und die Kirche verraten hätten, so bringt es der Schriftsteller Martin Mosebach zur Sprache.

Das bedrückt uns alle schwer und führt bei vielen Priestern, die ihren Dienst authentisch und überzeugend tun, sowie in den Gemeinden zu lähmender Resignation.

Verstärkt wird diese aktuelle Entwicklung durch einen rapide wachsenden Verlust an Glauben und Transzendenz sowie durch die Not der Glaubensweitergabe an die jüngere Generation.

Die Heilige, deren Fest wir heute feiern, offenbart, dass solcherart Not auch Menschen in der frühen Kirche bewegte.

Sie lebt in der Spätantike und hat es mit ihrer Glaubensüberzeugung nicht leicht, denn ihr Mann ist nicht getauft und will vom christlichen Glauben nichts wissen. Ihre Hoffnung setzt sie auf den älteren Sohn; ihn will sie für den Glauben an Jesus Christus gewinnen. Doch der spottet über die Frömmigkeit seiner Mutter und lässt sich von seinem ausschweifenden Leben nicht abbrin-

gen. Erst spät findet er die Kraft zu einer grundsätzlichen Entscheidung und nach langem innerem Kampf seinen Frieden. Die Mutter ist selig. Viele Jahre hat sie gebangt, gebetet und gehofft. Ihr Sohn wird einer der Großen der Kirchen- und Geistesgeschichte. Sein Name: Augustinus, dessen Fest wir morgen feiern. Der Name der Mutter: Monika.

Diese Heilige steht übrigens für eine tröstliche Lebenserfahrung: Wenn du mit deinen Kindern nicht mehr über Gott sprechen kannst, kannst du immer noch mit Gott über deine Kinder sprechen.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Angesichts der verschärften Diasporasituation möchte ich Ihnen ein Wort der Ermutigung in Erinnerung rufen. Papst Johannes Paul II. hat es uns im Rahmen seines ersten Besuchs in Deutschland, am 18. November 1980 bei der Eucharistiefeyer auf dem Domplatz hier in Fulda, geschenkt: „viele sagen, die Geschichte der Kirche in Eurem Land neige sich jetzt ihrem Ende zu. Ich sage Euch: Diese Geschichte des Christentums in Eurem Land soll jetzt neu beginnen, und zwar durch Euch! Ihr seid mitverantwortlich für die Zukunft unserer Kirche! Seid selber ganz und gar Kirche. Stellt die Wesensmerkmale der Kirche, der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche dar!“ (in: Papst Johannes Paul II. in Deutschland, hrsg. vom Sekretariat der DBK, 1980, S. 154f).

Der Hl. Vater hat damals diese Gedanken näher entfaltet:

Zunächst:

„Seid eins untereinander. Handelt nicht aus Prestige, Egoismus, Eigensinn, sondern seid ein Herz und eine Seele!“



Predigt im Pontifikalamt zur Eröffnung des Kongresses „Freude am Glauben“ 2010



Ich wünsche mir, dass sich etwas von diesem Bild im Leben unserer Kirche widerspiegelt: dass die legitime Vielfalt an Strömungen nicht zum Indifferentismus und zur Beliebigkeit verkommt und die Einheit der Kirche somit gefährdet wird.

Dann fährt der Hl. Vater fort:

„Seid heilig! Ja, heiligt Euer eigenes Leben und haltet in Eurer Mitte den gegenwärtig, der allein heilig ist.“

„Heilig“, liebe Schwestern und Brüder, nennt Paulus die Christen seiner Gemeinden, die in der Diaspora verstreut sind. Geheiligt sind sie durch die Taufe, die alle zu einer königlichen Priesterschaft und einem heiligen Volk macht. Das Basissakrament schenkt uns eine ge-

Konstitution des Zweiten Vaticanums Lumen Gentium ein großer Trost, wonach die Kirche auf ihrem Pilgerweg zur Vollendung „schon auf Erden durch eine wahre, wenn auch unvollkommene Heiligkeit ausgezeichnet“ sei (vgl. LG, Kap. 5). Auch jetzt, wo viel Schuld zutage tritt, gibt es unglaublich viel gelebte Heiligkeit in der Kirche. Ich bin mir sicher: Die Heiligen haben im Geiste Jesu Christi die Kirche immer wieder gerettet und werden es auch zukünftig tun.

Ich möchte Sie, liebe Schwestern und Brüder im Glauben, ermutigen, in Treue und unter allen Umständen zur Kirche zu stehen. Und diese Treue je neu bei der Feier der Hl. Eucharistie stärken zu lassen.

So lautet die dritte Ermutigung des Hl. Vaters in seiner damaligen Predigt auf unserem Domplatz.

Meine Erfahrungen in Rom und in der Weltkirche haben mir anschaulich vor Augen gestellt, wie wichtig es ist, über den eigenen Kirchturm hinauszuschauen und sich nicht auf die hausgemachten Probleme zu fixieren, eine Versuchung, der ich in Deutschland immer wieder begegne.

Der hl. Bonifatius, an dessen Grab wir uns versammelt haben, hat die im 8. Jahrhundert sehr mühselige Reise nach Rom nicht gescheut, um die Einheit der Weltkirche zu suchen. Dreimal war er in Rom, in vielen uns erhaltenen Briefen hat er je neu in Rom angefragt. Er lebte in enger Verbindung mit den Päpsten



*Papstbesuch 1980 in Fulda:
Johannes Paul II. vor dem Grab des hl. Bonifatius*



Gottesdienst im Fuldaer Dom

meinsame Würde und grundlegende Gleichheit. Es gibt, wie es im Galaterbrief heißt (3, 28), nicht mehr die Gegensätze zwischen Mann und Frau, Herr und Knecht, alt und jung, reich und arm.

„Heiligt Euer eigenes Leben und haltet in Eurer Mitte den gegenwärtig, der allein heilig ist.“ Die Kirche lebt von jeher in permanenter Spannung zwischen ihrer geistlichen und göttlichen Dimension sowie ihrer irdischen, menschlichen Verfasstheit. Insofern ist sie grundsätzlich heilig und doch auch sündig zugleich. Gerade in Zeiten wie diesen ist die Feststellung aus der dogmatischen

Die ersten in der heidnischen Umwelt verstreuten Christen wussten um die Bedeutung dieser Feier, sie gingen sogar in den Tod, um ihre Treue zum sonntäglichen Herrengedächtnis nicht zu brechen, so wird uns von den Märtyrern in Karthago berichtet. Aus der Feier der Eucharistie bekommen sie die Kraft, in ihren Familien als „Hauskirche“ zusammenzuleben. Das ist auch unter den Bedingungen dieser Zeit ein missionarisches Konzept.

„Seid katholisch, allumfassend, offen, weltweit. Schließt Euch nicht in Euren eigenen Sorgen und Problemen ein.“

Gregor II. und Gregor III. und hat die Kirche in unserem Land mit der universalen Weltkirche verbunden. Die Gemeinschaft mit dem Nachfolger des hl. Petrus, das war ihm klar, ist die eigentliche Stärke, garantiert die Einheit, bewahrt vor verderblichem Subjektivismus, profillosen Gleichgültigkeit und der Gefahr einer „Zeitgeist-Kirche“.

Liebe Schwestern und Brüder des Forums Deutscher Katholiken!

„Seid Apostel, Zeugen des Glaubens, eins mit Papst und Bischöfen, aber zugleich mutig zum unvertretbar und unabnehmbar eigenen Einsatz.“

Papstbotschaft zum Kongress „Freude am Glauben“ 2010

Papst Benedikt XVI. hat davon Kenntnis erlangt, dass das Forum Deutscher Katholiken in diesem Jahr zum zehnten Mal den Kongress „Freude am Glauben“ begeht. Gerne verbindet sich der Heilige Vater geistlich mit den Teilnehmern und versichert sie seines Gebets. Die Zusammenkunft vom 27. bis 29. August in Fulda steht unter dem Leitwort „Die Kirche – Dienerin der Wahrheit und Zeugin des Widerspruchs“. Ja, die Kirche dient der Wahrheit, wenn sie in der lebendigen Beziehung zu

Jesus Christus bleibt. Jesus ruft gleich zu Beginn seines Wirkens zur Umkehr auf (Mk 1,15). Dieser Ruf ist damals wie heute eine unbequeme Wahrheit, denn er sagt uns: Wir alle sind Sünder, und wir haben es nötig, dies zu erkennen und zu bereuen. Zugleich erfahren wir in Christus die reinigende und erneuernde Kraft der Wahrheit, denn „wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht; er vergibt uns unsere Sünden und reinigt uns von unserem Unrecht“ (1 Jon 1,9). Gott gibt Vergebung. Das

ist die Grundlage unserer Erlösung. Diese Wahrheit ist der Kirche anvertraut, auf dass die Menschen zum wahren Leben und zur echten Gemeinschaft finden. Im Gebet und im täglichen Einsatz für dieses Ziel verbindet sich Papst Benedikt XVI. mit Ihnen allen und erteilt den Veranstaltern wie den Gästen der Tagung von Herzen den erbetenen Apostolischen Segen.

+Tarcisio Kardinal Bertone
Staatssekretär Seiner Heiligkeit

Diesen vierten Auftrag legt uns Papst Johannes Paul II. ans Herz. „Apostel sein“, d. h. einerseits, fest verwurzelt zu sein im apostolischen Ursprung unserer Kirche und eingebunden in die Gemeinschaft mit Papst und Bischöfen, gleichzeitig aber und andererseits jene Dynamik zu entwickeln, die unsere Kirche und jede ihrer Gemeinden jung erhält. Je glaubwürdiger die Communio gelebt wird, desto besser gelingt die Öffnung und Ausstrahlung nach außen. Also keine Sendung ohne vorhergehende Sammlung!

Auf diesem Hintergrund bin ich so dankbar für die Sammlungsbewegung des „Forums Deutscher Katholiken“, in der sich glaubenstreue Frauen und Männer zusammengeschlossen haben, denen die Verbindung zu Jesus Christus und seiner Kirche Quelle zur Hoffnung und Freude ist.

Noch nie in den letzten Jahrzehnten waren überzeugte und fundierte katholische Christinnen und Christen so wichtig wie in diesen letzten fatalen Monaten! Nur wirklich tief Überzeugte können andere überzeugen, können verlorenes Terrain

und Vertrauen zurückgewinnen; nur selbst ehrlich Begeisterte andere begeistern.

Ihnen, liebe Schwestern und Brüder, die zum zehnten Kongress „Freude am Glauben“ in Fulda versammelt sind, danke ich für Ihre Treue. Ich wünsche Ihnen in diesen Tagen hier eine tiefe Vergewisserung, die Kraft zur Sendung und dass Sie die Wahrheit des Schriftwortes spüren mögen: „Die Freude an Gott ist unsere Stärke.“ (Neh 8, 10). Gott segne Sie! Amen.

Kreuz - Abzeichen zum Bestellen

Das Kreuz ist das zentrale Symbol der Christen

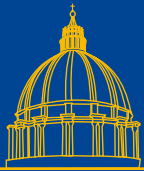
Das Kreuz ist das Zeichen unserer Erlösung durch Jesus Christus.
Kreuz und Auferstehung sind wesentlicher Inhalt des christlichen Glaubens.
Das Tragen der Anstecknadel ist Bekenntnis.

Hinweis zur Bestellung:
Pin mit Anstecknadel oder mit Druckknopfverschluss
Preis: 2,00 Euro (Staffelpreise möglich)

Tel.: 0049 (0) 2151 - 47 47 74 Fax: 0049 (0) 2151 - 47 37 27
E-Mail: Aloys.Hoersch@t-online.de



Neu!



Raymund Fobes:

Die Wahrheit schenkt Hoffnung auf eine großartige Zukunft

ES war ein Fest der Hoffnung. Kardinal Meisner, der Kölner Erzbischof, hat in seinem Referat die Stimmung, die auf dem zehnten Kongress „Freude am Glauben“ spürbar war, treffend ausgedrückt: „Wir sind doch nicht die Nachhut des Mittelalters, sondern die Vorhut einer Zukunft, von der die meisten Menschen keine Ahnung haben.“ Christen leben daraus, dass Gott selbst durch seine Menschwerdung mit ihnen die Gemeinschaft gesucht hat und ihnen bis zum heutigen Tag eben jene Gemeinschaft schenkt, die über den leiblichen Tod hinaus geht, ja sogar dann noch intensiviert wird. Rund 1650 Teilnehmer waren vom 27. bis zum 29. August nach Fulda zu dem Kongress gekommen, der unter dem Thema stand: „Die Kirche – Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs“ und in diesem Geist deutlich machte, dass gerade

die Wahrheit, die die Kirche über Jesus Christus verkündet, die Quelle unserer universalen Hoffnung ist.

Die Wahrheit der Kirche ist Gottes Wahrheit

Am Anfang stand der Eröffnungsgottesdienst im Dom zu Fulda mit Bischof Heinz Josef Algermissen. In seiner Predigt wies der Fuldaer Oberhirte im Blick auf die Krise, die die Kirche zurzeit durchmacht, darauf hin, man dürfe nicht vergessen, dass es in dieser Kirche „unglaublich viel an Heiligkeit“ gebe.

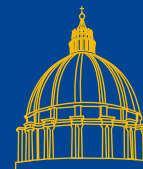
Anlehnend an eine Ansprache von Johannes Paul II., die der verstorbene Papst vor 30 Jahren in Fulda hielt, rief Algermissen dazu auf „fest verwurzelt zu sein im apostolischen Ursprung unserer Kirche und ein-

gebunden in die Gemeinschaft mit Papst und Bischöfen, gleichzeitig aber und andererseits jene Dynamik zu entwickeln, die unsere Kirche und jede ihrer Gemeinden jung erhält.“ Je überzeugender diese Gemeinschaft gelebt werde, umso „besser gelingt die Öffnung und Ausstrahlung nach außen.“ So gilt: „Keine Sendung ohne vorhergehende Sammlung.“

Auch der Heilige Vater, Papst Benedikt XVI., ließ über Staatssekretär Kardinal Tarcisio Bertone ein Grußwort an die Kongressteilnehmer übermitteln, in dem er daran erinnert, dass die Kirche dann Dienerin der Wahrheit ist, wenn sie in der lebendigen Beziehung zu Christus bleibt. Zu Beginn seines Wirkens habe der Gottessohn zur Umkehr aufgerufen, und dieser Ruf gelte auch allen Christen heute. Das ist zwar unbequem, gleichwohl wird uns in Christus aber



Em. Joachim Kardinal Meisner: „Haben Sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen“ (Joh 15,20)



auch die Vergebung unserer Sünden geschenkt. Wörtlich heißt es: „Gott gibt Vergebung. Das ist die Grundlage unserer Erlösung. Diese Wahrheit ist der Kirche anvertraut, auf dass die Menschen zum wahren Leben und zur echten Gemeinschaft finden.“

Der Glaube: vernünftige Herzensangelegenheit

Dass die Gottesbeziehung auch im kirchlichen Bereich wieder stärker in den Vordergrund gerückt wird, mahnte Prof. Jörg Splett in einem Referat an. Der Philosophieprofessor fragte: „Redet unsere Kirche zu viel von Moral und zu wenig von Gott?“ Der Christ sei der, der sich von Christus tragen lässt, sein gutes Handeln ist immer die Folge von einem Ergriffensein, einem Überzeugtsein.

Genau über dieses Ergriffensein sprach Kardinal Meisner auch in seinem Vortrag. Gegen den Vorwurf, Glauben sei unvernünftig, weil man über Gott nichts wisse, stellte er die Frage: „Weiß ich als Ehemann mit hundertprozentiger Sicherheit, ob meine Frau mich liebt?“ Die Antwort, die diese Frage einschloss, war: „Ich weiß es nicht, doch ich vertraue ihr.“ Liebe und Vertrauen, Liebe und

Glauben hängen also ganz eng zusammen, und so ist es dann auch mit der Beziehung zu Gott. Eine Person, so Kardinal Meisner, kann ich nur erkennen, wenn sie sich öffnet. Und wenn ich eine offene Tür für Gott habe, dann werde ich ihn auch erkennen. So ist der Glaube am Anfang eine Herzensangelegenheit, danach aber auch eine Sache des Kopfes – der Vernunft.

Christliches Leben ist so massgeblich gekennzeichnet als Dienst für Christus. Meisner erinnerte an den Märtyrerbischof Polykarp von Smyrna, der im heidnischen Rom als alter Mann seinem Glauben abschwören sollte und vor den Richtern über seine Liebe zu Christus sagte: „Sechsendachtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nie ein Leid getan; wie könnte ich meinen König und Erlöser lästern?“, und das kostete den Bischof das Leben.

Christenverfolgung – so brachte der Kölner Erzbischof in Erinnerung – gibt es auch heute. Rund 80 Prozent all jener, die um des Glaubens willen verfolgt werden, sind Christen. Aber, auch das machte Meisner deutlich, beklagenswert seien Angriffe auf Christen nur dann, wenn sie unberechtigt sind. Wenn die Kirche wegen offenkundiger Fehler angegriffen werde, sagte der Kardi-

nal im Blick auf die Fälle sexuellen Missbrauchs in der Kirche, so habe diese Konfrontation durchaus ihre Berechtigung.

Auch der Limburger Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst verwies auf die Gottbezogenheit des Menschen. Er stellte in seinem Referat heraus, dass es heute in der Kirche Personen brauche, die auf der Erde wohnen und im Himmel zu Hause sind. Es gelte, Christus zu erwarten und nach ihm Ausschau zu halten. Das seelsorgliche Handeln müsse immer auch das Geistliche im Blick haben. Ein Dialog mit Schrift und Tradition sei deshalb unerlässlich. Christen seien kritische Zeitgenossen, die die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums deuten. Sie dürfen aber nicht das Evangelium an die Welt anpassen, sondern müssen sich vielmehr selbst der Frohbotschaft anpassen.

Eine solche tiefe Verwurzelung in das Evangelium und in die kirchliche Tradition zeigte Erzbischof Flavius Josephus Melki aus Beirut im Libanon. Er ist Kanzler des Patriarchats der mit Rom unierten syrisch-antiochenisch-katholischen Kirche und schlug so auf dem Kongress eine Brücke zwischen dem kirchlichen Glauben im Okzident und dem Orient. So betonte er in seiner



Prof. Dr. Jörg Splett: „Die Kirche kennt den Menschen – sie verkündet keine Utopien“





Johanna Gräfin von Westphalen (li) und Gabriele Kuby (re): „Keuschheit – katholische Altlast oder christliches Erkennungszeichen“



Prof. Dr. Manfred Spieker: „Ehe und Gemeinwohl. Warum die katholische Eheauffassung plausibel ist.“

Predigt, die er bei der heiligen Messe im außerordentlichen Ritus hielt, dass es zwar unterschiedliche Traditionen und verschiedene Liturgien gebe, aber im Glauben Einheit existiere. Erzbischof Melki, der in einem heute mehrheitlich muslimischen Land lebt, wies auch auf den eindringlichen Missionsbefehl Jesu hin. Eine große Aufgabe hat uns Christus übertragen, die wir als schwache Instrumente gar nicht erfüllen können – gleichwohl aber steht uns Gottes Sohn selbst auch bei, können doch selbst die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen. Zudem beklagte der Bischof, dass im Westen oft der sakrale Charakter der Liturgie in Vergessenheit zu geraten droht. Im Orient sei die Kirche davon nicht berührt.

Den Glauben bewahren – positiv auf den anderen zugehen

Dass es in der Kirche im deutschsprachigen Raum sehr lebendige Gemeinden und engagierte Priester gibt,

die sich nicht entmutigen lassen, wurde in einem Podiumsgespräch deutlich, in dem erfahrene und tiefgläubige Seelsorger zu Wort kamen: der oberösterreichische Pfarrer Dr. Gerhard Maria Wagner, der Bonner Dechant Dr. Wolfgang Picken, der Regens des Priesterseminars Fulda Dr. Cornelius Roth und Pfarrer Konrad Brenzinger aus Schwanau in der Erzdiözese Freiburg. Pfarrer Wagner aus Windischgarsten im südlichen Oberösterreich, der im Jahr 2009 von Papst Benedikt XVI. zum Weihbischof für die Diözese Linz ernannt worden war, dann allerdings, gerade auch aufgrund seiner Treue zum Papst, massiven Anfeindungen ausgesetzt war und schließlich um Entpflichtung von dem Amt gebeten hatte, betonte, es sei notwendig, den Glauben zu bewahren und progressiv auf den Menschen zuzugehen. Vor allem auf diese Weise würde das Christentum wieder anziehend auf die Menschen wirken. Für eine lebendige Gemeinde ein tiefes Gebetsleben ganz entscheidend. Im Gebet,

so Wagner, mache man die Erfahrung, dass Gott lebendig ist. Zudem würde das Gebet eine Brücke von Mensch zu Mensch schlagen. Und schließlich, so Pfarrer Wagner, bezogen auf seine eigene Pfarrei, habe er dort aufgrund des Gebetes „keinen Kampf“.

Wagner ermutigte dazu, die Qualität des Katholischen wieder mehr herauszustellen und sagte: „Tun wir nicht so, als hätten wir nichts zu sagen.“ Ganz in diesem Sinn stellte Dechant Dr. Wolfgang Picken heraus, dass die Menschen die Resignation satt haben und sich Freude am Glauben wünschen. Es gebe eine Sehnsucht nach Spiritualität.

Picken setzt in seiner Pfarrei wesentlich auf Liebe und Gemeinschaft. So tun in den Seniorenheimen seiner Gemeinde Ordensfrauen Dienst, die dafür sorgen, dass niemand allein sterben muss. Über die Erfahrung von Gemeinschaft kann Picken zudem Jugendliche für Glauben und Kirche gewinnen. Nach gemeinsamen Treffen führt er sie zum



Bischof Franz-Peter Tebartz-van Elst: „Gott ist Mensch geworden – eine Zumutung für unsere Zeit“



Hl. Messe in der außerordentlichen Form des römischen Ritus: Prediger: **Erzbischof Flavio Josephus Melki**, Beirut



(von links:) **Pfr. Wolfgang Marx, Ferdinand und Christina Hell:** „Gläubige Existenz in einer kirchenfernen Gesellschaft“



Prof. Dr. Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkowitz: „Das Ringen um die Wahrheit – John Henry Newmans Weg zur katholischen Kirche“

Gebetsleben hin. Vor der Firmung ist zudem die Beichte verpflichtend, weil, so argumentiert Picken gegenüber den Jugendlichen mit Erfolg, jemand, der erwachsen sein will, auch erwachsen zu seiner Schuld stehen muss. Insgesamt 36 von 50 Firmlingen seien, so Picken, weiter in seiner Pfarrei aktiv.

Dr. Cornelius Roth, Regens im Priestereseminar Fulda, stellte heraus, dass für den Priesterberuf ganz besonders die Liebe zu Christus von Bedeutung ist. Auch wenn die Kirche in Deutschland heute schrumpfe, und wir ein Missionsland sind, können wir als Kirche viel bewirken. Der Welt allerdings Zugeständnisse durch Abrücken von der kirchlichen Lehre zu machen, wäre, so Roth, der falsche Weg.

Pfarrer Konrad Brenzinger, der in der Erzdiözese Freiburg mehrere Pfarreien betreut, berichtete unter anderem von guten Erfahrungen, die er mit einer am Glaubensgut orientierten Firmkatechese gemacht hat. So seien viele Firmlinge froh darüber

gewesen, mehr über das Glaubensgut zu erfahren und Glaubenszeugnisse zu hören.

Aus der Schweiz war ebenfalls ein sehr engagierter Priester als Referent zum Kongress gekommen. Vikar Patrick Lier berichtete über seinen Weg zum Priestertum. Als Koch in einem Nobelhotel in St. Moritz lernte er einen Kollegen kennen, der ihn auf den Wallfahrtsort Lourdes neugierig machte. Bei einem Treffen traf er Br. Leo Schwager OSB aus der Uz-nacher Abtei St. Otmarsberg (Kanton St. Gallen). Bruder Leo war als junger Mönch an einer Multiplen Sklerose erkrankt und wurde 27jährig vollständig geheilt, obgleich er schon nicht mehr gehen und nicht mehr sprechen konnte. Patrick Lier hat das tief berührt. Es hat ihn beeindruckt, dass Gott auch heute Wunder tut.

Der junge Koch wird nachdenklich, entscheidet sich, den Glauben tiefer zu leben – die Freundschaft zu Gott zu intensivieren. Schließlich entschließt er sich dazu, Pries-

ter zu werden. Jetzt tut Patrick Lier mit viel Freude seinen Dienst. „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“, hat er seinen Vortrag genannt – um zu zeigen, dass es für ein glückliches Leben gut ist, auf Gottes Willen zu hören.

Die Notwendigkeit, Farbe zu bekennen

Die Frage, ob man mehr Gott oder dem Menschen gehorchen müsse tangierte letztlich auch die Podiumsdiskussion zum Thema Prinzipientreue – Kompromissbereitschaft – Widerstand“.

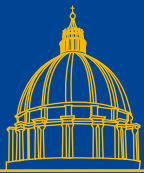
Der langjährige Sozialethiker an der Universität Bonn, Professor Dr. Lothar Roos, wies darauf hin, dass die Bürger in Deutschland ein in den Notstandsgesetzen angelegtes Recht auf einen gewaltlosen Widerstand haben, wenn die Menschenrechte und die darauf aufbauende Verfassung durch die staatlichen Organe und die Rechtsprechung bis in die obers-



Pfr. Konrad Brenzinger, Dechant Dr. Wolfgang Picken, Dominik Milla, Pfr. Dr. Gerhard Maria Wagner, Regens Dr. Cornelius Roth
Podiumsgespräch: Verheizte Priester – Verlassene Gemeinden?



Vikar Patrick Lier: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 5,29)



ten Gerichte nicht mehr geschützt würden, sofern eine absolutistische Mehrheit oder eine totalitäre Minderheit die auf den Menschenrechten gründende Gesellschaft gefährdeten. So habe der ehemalige Kölner Erzbischof Joseph Kardinal Höffner zum geistigen Widerstand aufgerufen, als der damalige Bundesverfassungsrichter Zeitler den Embryo als „mensenähnliches Gebilde“ bezeichnet habe.

Prof. Dr. Werner Münch, ehemaliger Ministerpräsident in Sachsen-Anhalt, betonte, dass Kompromissbereitschaft in der Politik zwar notwendig sei, sich aber orientieren müsse an den vorgegebenen Werten, Strukturen und Tugenden. Als Politiker könne man dann etwas bewegen, wenn man sich zum einen verantwortungsvoll für die christlichen Werte einsetze, die ja Grundlagen unseres Grundgesetzes seien, und zum anderen seine Vorbildfunktion wahrnehme.

Prof. Dr. Siegbert Alber, ehemaliger Abgeordneter im Europaparlament und Generalstaatsanwalt, trat leidenschaftlich für Prinzipientreue ein und zeigte auf, dass die Werte, die die Kirche der Welt zu vermitteln habe, von keiner anderen Glaubensgemeinschaft so vertreten werden können. Dazu sei die Solidarität der

Christen gefordert. Er forderte engagierte Lobbyarbeit der Kirche in der Politik. Weiterhin sei qualifizierte Pressearbeit notwendig, in der die Sachverhalte gerecht und wahrheitsgetreu dargestellt werden müssten. Der Bundestagsabgeordnete der CSU Norbert Geis machte deutlich, dass man vor allem dann etwas bewirken könne, wenn man sich in den Parteien engagiere, dort bereits an der Basis mitwirke und mit Gleichgesinnten helfe, die ursprüngliche Wertordnung wieder zu gewinnen.

Durch Demut mutig werden

Den Abschluss fand der Kongress mit einem festlichen Gottesdienst, dem Kardinal Zenon Grocholewski, Präfekt der Kongregation für katholische Erziehung mit den Teilnehmern im vollbesetzten Fuldaer Dom feierte. Ausgehend vom Evangelientext, in dem Jesus ermahnt, sich nicht den ersten Platz auszusuchen, sprach Kardinal Grocholewski in seiner Predigt über die Tugend der Demut. Demut, so der hohe Gast aus Rom, könne letztlich den Mut bewirken, das Gute zu tun, ohne dabei ängstlich auf die Wirkung in der Presse oder der öffentlichen Meinung zu schauen.

Mutig handeln aber können wir Christen nicht aus uns selbst. Vielmehr braucht es dazu „eine Kraftquelle, die unser eigenes Sein, unsere determinierte und definierte Welt übersteigt.“ Genau diese Kraftquelle aber ist Jesus Christus, der der Kirche ihre Leuchtkraft gibt.

Aber die Kirche muss mit Christus verbunden bleiben, denn sobald „sie sich von der Wahrheit, von Christus, trennt, die Freiheit verliert und in den Sog der Sünde gerät, verdunkelt sie sich, verliert ihr Zeugnis für Christus an Strahlkraft.“

Darum ist die Kirche als ganze und jeder einzelne in ihr zur Umkehr, zur Hinkehr zu Jesus Christus gerufen. Das gibt dem einzelnen Erfüllung, ist aber auch Grundlage des persönlichen Zeugnisses, das konkret wird im demütigen und gleichzeitig mutigen Tun des Guten.

Gerade zu diesem Zeugnis wurden die Teilnehmer bei diesem Kongress in Fulda wieder neu gestärkt.

In diesem Sinne auch ein herzliches vergelt`s Gott all denen, die diesen gelungenen Kongress organisiert und gestaltet haben. In ihrem Tun wurde deutlich, was die vorrangige Aufgabe der Kirche ist: die Wahrheit, die Christus ist, in der Welt zum Leuchten zu bringen. □



Prälat Prof. Dr. Lothar Roos, Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Werner Münch, Dr. Andreas Püttmann, Norbert Geis MdB, Prof. Siegbert Alber; Podiumsgespräch: Prinzipientreue – Kompromissbereitschaft – Widerstand



Unsere Lichterprozession durch die abendliche Stadt führt uns mitten durch den Lärm des Alltags, ja an einem lautstarken Open-Air-Konzert vorbei zum Domplatz und zum Grab des heiligen Bonifatius. So wie der Lärm der Welt unsere Gebete und Gesänge auf den Straßen übertönt, so verschlingt auch das öffentliche Getöse der umtriebigen Menschen die Stimme der Kirche in dieser Welt. Dennoch dringen die leisen Gebete der Kirche unaufhaltsam durch die Wolken, während das laute Geschrei der Massen wirkungslos verhallt.

Im Evangelium lesen wir, dass Maria zu Elisabeth eilte, als sie von der herannahenden Geburt Johannes des Täufer erfuhr. Im Verborgenen trug sie Jesus unter ihrem Herzen. So gestaltete sich ihr Weg zur ersten eucharistischen Prozession. Maria war der erste leibhaftige Tabernakel Gottes. Ebenso verborgen war auch heute Jesus mit uns auf dem Weg. Denn einer der anwesenden Priester trug das Allerheiligste, das während unseres Kongresses zur Anbetung ausgesetzt war, in einer Burse mit sich. So wurde unsere Lichterprozession eine stille Sakramentsprozession, ein Segensweg mit Maria in und durch diese Welt.

Wenn dieser Kongress sich unter das Thema „Die Kirche – Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs“ gestellt hat, dann dürfen wir das Wort „Kirche“ einfach durch „Maria“ ersetzen: Maria ist ja das Urbild der Kirche, darum ist sie auch Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs.

Maria Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs



Maria – Dienerin der Wahrheit:

Im Neuen Testament nimmt Maria das Wort „Dienerin“ – deutlicher „Sklavin“ – zum ersten Mal selbst in den Mund. Zum Engel sagt sie: „Siehe, ich bin die Sklavin des Herrn, mir geschehe, wie Du gesagt hast.“ (Lk.1,38). Eine Sklavin war in der Antike Eigentum ihres Herrn und darum auch dessen willenloses Werkzeug. Geistlich verstanden stellt das Wort „Sklavin“ die willentliche Kapitulation des Menschen vor Gottes Größe dar. Eine solche Kapitulation vor Gott ist der wahre Akt der

Anbetung. Das Wort „Kapitulation“ leitet sich ja von „caput“ (Haupt) ab und bringt zum Ausdruck, dass der Mensch seine Anmaßung, selbst Gott sein zu wollen, aufgibt und Gott wieder als sein Haupt anerkennt. Wer Gott zum Haupt hat, bringt die Quelle göttlicher Weisheit wieder zum Fließen. Maria hat mit ihrer Kapitulation als „Sklavin des Herrn“ die Schöpfungsordnung wiederhergestellt.

So bekommt das Wort „Sklave“ in der Hl. Schrift eine umfassendere, ja ambivalente Bedeutung, – je nachdem, wessen Sklave der

Mensch ist: als Sklave der Sünde ist er ein Knecht, also unfrei, als Sklave Christi ist er frei und aufgenommen in die Freundschaft mit Christus (Joh.15,15). Maria schloss sich in ihrer demütigen Haltung der Wahrheit über den Menschen an und wurde als „Dienerin der Wahrheit“ das freieste aller Geschöpfe.

In echt fraulicher Intuition hat Maria sehr fein unterschieden zwischen Mit-Bestimmung und Mit-Wirkung. Im göttlichen Plan gibt es für uns Menschen nichts mitzubestimmen;

doch wir sind berufen – und darin besteht unsere Würde – in freier Hingabe mitzuwirken an dem großen Werk Gottes, das unser Begreifen weit übersteigt: an seiner Schöpfung und an seiner Erlösung

Leider vermischen wir diese beiden Ebenen, Mitbestimmung und Mitwirkung, zu gerne und zu oft. Wir messen unsere Berufung und unseren Auftrag viel zu oft an unseren menschlichen Kräften, nicht an der Kraft und Weisheit Gottes! Maria hat sich immer an das Wort gehalten: „bei Gott ist kein Ding unmöglich“ (Lk.1,37). Hätte Sie ihre Berufung zur Mutter Gottes an ihren menschlichen Kräften gemessen, so wäre sie nie die Mutter des Erlösers geworden. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ – das war ihr Leitwort. Würden sich alle unsere Exegeten an

Maria – Zeichen des Widerspruchs!

Sie alle kennen das „große Zeichen am Himmel“ das der Seher Johannes am Himmel erscheinen sieht: die Frau, bekleidet mit der Sonne, eine Krone von zwölf Sternen auf ihrem Haupt. Die Frau schreit in den Wehen einer Gebärenden. Zugleich erscheint ein zweites Zeichen, ein feuerroter Drache, der das Kind verschlingen möchte, sobald es geboren ist (Offb.12). Diese Schau offenbart dem Seher Johannes – und uns! – den Hintergrund des Weltgeschehens und der Geschichte der Kirche.

Wem wird hier widersprochen? Wem droht Gefahr? Der Frau schlechthin! Der Mutterschaft im Besonderen! Der Kirche in ihrer bräutlichen Gestalt!

sondern will selbst bestimmen, was gut und böse ist.

Seine Ideologie ist die Veränderlichkeit der menschlichen Natur im Strom der sich verändernden Gesellschaft und die geschichtliche Bedingtheit des menschlichen Wesens. Da es für ihn folgerichtig keine objektiven Maßstäbe mehr gibt, verfällt der moderne Mensch dem Relativismus der Werte: Gut ist, was mir nützt! Gut ist, was mir Spaß macht ...!

Wer noch die „Ewige Frau“ (Gertrud von Le Fort) verkündet, wird ausgelacht und niedergemacht. Gerade in Maria stellt uns Gott das Urbild der Kirche vor Augen, die „ewige Frau“, das Bild der Kirche, von der Jesus in einem anderen Zusammenhang sagt: „Am Anfang – im Ursprung – war sie von Gott so gewollt!“ (vgl. Mt.19,8).

Vor wenigen Wochen brachte die Schweizer Sozialistin Doris Stump



dieses Wort halten, dann könnten sie auch noch heute voll Bewunderung das Geheimnis der dreifachen Jungfräulichkeit Marias verkünden.

Wie hat sich Maria als „Dienerin der Wahrheit“ verhalten? Nicht anders als der heilige Augustinus, dessen Gedenktag wir heute feiern: demütig und bescheiden! Sie stellte sich unter das göttliche Wort, nicht darüber. Maria wusste ebenso wie Augustinus, dass das unerschöpfliche Meer göttlicher Weisheit nicht in das kleine Gefäß des menschlichen Verstandes geschöpft werden kann. Es gibt aber im Menschen ein Gefäß, das für das riesige Volumen der göttlichen Wahrheit geschaffen ist: das Herz! „Sein Herz geben“ (cor dare), das heißt in Wahrheit glauben. Maria bewahrte alles, was Gott ihr sagen ließ, in ihrem Herzen.

Im Zeitalter des Gender-Mainstreaming ist es gefährlich, die Würde der Frau zu verteidigen, weil selbst viele Frauen nicht mehr an sich selbst glauben, sondern als Leitbild ein fragwürdiges Männerideal vor Augen haben und damit den Ideologien einer reinen Männergesellschaft auf den Leim gehen. Der Mann wird zum „großen Zeichen am Himmel“, zur Heilsfigur, – leider auch an vielen Orten der Kirche!

Warum? Weil man Gott – das väterlich-männliche Prinzip – neben und über sich nicht mehr ertragen kann! Der Mensch will selber Haupt (caput) sein. Ein Schöpfer-Gott ist eine unerträgliche Zumutung! Der Mensch erhebt sich selbst zum Schöpfer und Gestalter (modern: Designer) dieser Welt. Er unterwirft sich nicht mehr einem göttlichen Gebot,

im Europarat den Antrag ein, das Wort „Mutter“ aus dem offiziellen Vokabular zu streichen, weil dieses Wort eine sexistische Stereotype sei, eine Diskriminierung und einseitige Festlegung der Frau auf eine bestimmte Rolle. Stattdessen schlägt sie vor, für „Vater“ und „Mutter“ in exakter numerischer Reihenfolge „Elter-1“ und „Elter-2“ zu sagen.

Sofern wir diesen schwachsinnigen Denkansatz auf die Kirche übertragen, verstehen wir ihre wahre Natur, die Mütterlichkeit überhaupt nicht mehr. Schon 1970 – es war kurz nach dem 2. Vatikanischen Konzil – beklagte Hans Urs von Balthasar, dass die Kirche ihre mystisch-mütterlichen Züge verloren habe.

Mütterlichkeit ist aber die Voraussetzung für Priesterlichkeit. Dem Priestertum, das ja eine göttliche und

menschliche Komponente hat, geht immer die Mütterlichkeit voraus: Gottes Sohn wäre nie der Christus und Hohepriester des Alls geworden, wenn er keine Mutter gehabt hätte. Maria bot ihm ihren Schoß dar und schenkte so dem Gottessohn ihr menschliches Fleisch und Blut.

niemals die sakramentale Vergegenwärtigung Christi bewirken und vollmächtig vertreten können.

Ich wage daher die Frage zu stellen: Könnte es nicht sein, dass die Ämter in der Kirche hierzulande – in einer falsch verstandenen Kontinuität zu unserer Vergangenheit

hat: durch göttliche Berufung („du bist Priester auf ewig...“) und durch die mütterliche Vermittlung – eben in der schlichten fraulich-marianischen Haltung: „Mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Maria ist eine Botschaft Gottes an die Menschen: die Botschaft von der



Mutter-Sein, nicht im dinglichen oder materiellen Sinne, sondern in seiner ganz spirituellen Tiefe, leer sein von allem, was nicht Gott ist, leer sein allein für IHN, empfänglich für die Fülle, – das war Marias einzigartige Berufung. Darum offenbart sich Maria – sofern sie sich als Geschöpf Gottes versteht! – als das Prinzip „Empfängnis“ (Lourdes), und darum kann ihr Gott durch sei-

– immer noch zu feudalistisch verstanden und ausgeübt werden?

Da der priesterliche Dienst immer auch die göttliche Komponente (Vollmacht) braucht, ist er jeder menschlichen Machbarkeit entzogen. Priester sind keine Manager der Gemeinde, keine Fachleute der Theologie, keine Moderatoren von Gottesdiensten, keine diplomierten

menschlichen „Mitwirkung“ (=Mutterschaft), die uns den einzigen göttlich-menschlichen Mittler geschenkt hat, – und damit der ganzen Welt Heil, Hoffnung und Zuversicht!

So zeigt Maria als „Dienerin der Wahrheit und Zeichen des Widerspruchs“ der Kirche zielsicher den Weg in die Zukunft.

Darum rufen wir sie am Ende dieser Betrachtung mit den Worten des



nen Boten zusagen: „Du bist voll der Gnade!“

Der Mangel an Priestern folgt aus dem Mangel an Müttern, letztlich aus dem Mangel an Mütterlichkeit der Kirche. Wer den Dienst in der Kirche nur unter dem Aspekt von Macht und Karriere sieht, wird

Fachleute für Liturgie, keine qualifizierten Lebensberater oder Notfallpsychologen. Priester stellen eine sakramentale Vergegenwärtigung Christi dar. Darum können Priesterberufe auch nur auf dem Wege gewonnen werden, auf dem auch Christus sein Priestertum gewonnen

St. Gallener Hymnus „Ave, maris stella“ an:

*Gib ein lautes Leben,
sicher uns geleite,
dass wir einst in Freuden
Jesus mit dir schauen.*

Amen.

Katholisch statt relativistisch

*Interview mit Weihbischof Dr. Klaus Dick, Köln,
zur Seligsprechung von Kardinal Newman*

Am 19. September hat Papst Benedikt XVI. Kardinal John Henry Newman selig gesprochen. Viele Christen hat dieser Theologe, der ursprünglich anglikanisch war und sich nach einer langen Auseinandersetzung für die katholische Kirche entschieden hat, fasziniert. Der emeritierte Kölner Weihbischof Dr. Klaus Dick hat in den 1950er Jahren über Kardinal Newman promoviert. Sein Doktorvater war Prof. Gottlieb Söhngen, bei dem auch unser Heiliger Vater Papst Benedikt XVI. promoviert und sich habilitiert hat. Mit dem Papst ist Weihbischof Dick schon viele Jahre gut befreundet – und mit ihm teilt er die Liebe zur Theologie Newmans. Über seine Beziehungen zu dem neuen Seligen

sprach „Fels“-Mitarbeiter Raymund Fobes mit Weihbischof Dick.

Wie sind Sie persönlich auf Kardinal John Henry Newman aufmerksam geworden und was hat Sie an ihm besonders fasziniert?

Unmittelbar nach dem Krieg hat der bedeutende Kölner Stadtdechant Robert Grosche zum 100. Jahrestag der Konversion Newmans (1845-1945) unter schwierigsten äußeren Bedingungen ein Symposium in Köln durchgeführt. Ein Jahr später erschien ein Büchlein über Newman von Gottlieb Söhngen, den ich in den Freisemestern 1949/50 in München hören konnte und der mir später eine Dissertation vorschlug über den

englischen Konvertiten-Kardinal. Wer immer sich als Theologe mit ihm beschäftigt, kann sich der Faszination dieses tiefen und frommen Denkers und passionierten Seelsorgers nicht entziehen!

Newman hat sich ja nach langem Ringen, entschlossen zum Katholizismus überzutreten. Was war der Grund dafür?

Durch sein Engagement in der Oxford-Bewegung, die die anglikanische Kirche wieder „ursprünglich“ machen wollte, und durch kirchengeschichtliche Studien kam Newman zu der Einsicht, dass die römische Kirche die echte Nachfolgerin der apostolischen Kirche sei.



*John Henry Kardinal Newman 1889
– Gemälde von Emmeline Deane*

Kardinal Newman über das Gewissen

Der oft missbrauchte „Trinkspruch“, den Weihbischof Dick in seinem Interview anführt, findet sich in einem Brief, den Kardinal Newman 1875 an den Herzog von Norfolk schrieb; der Kardinal verteidigt darin die Unfehlbarkeit des Papstes gegen Angriffe von Seiten des Staatsmannes William E. Gladstone (1809-1898). Über das Gewissen schreibt Kardinal Newman dort u.a.:

Das Gewissen ist weder eine weitblickende Selbstsucht noch der Wunsch, mit sich selbst im Einklang zu stehen, vielmehr ist es eine Botschaft von jemandem, der in der Natur wie in der Gnade wie durch eine Verhüllung zu uns spricht und

uns durch seine Stellvertretungen belehrt und leitet. (...)

Nun lasst uns sehen, welches die heutige Vorstellung von Gewissen im Seelenleben des Volkes ist. Das Gewissen behält da ebensowenig wie in der gebildeten Welt den alten, wahren, katholischen Sinn des Wortes. (...) Wenn die Leute sich auf die Rechte des „Gewissens“ berufen, meinen sie durchaus nicht die Rechte des Schöpfers, noch die Verpflichtung des Geschöpfes ihm gegenüber in ihrem Denken und Tun, sondern sie meinen das Recht, zu denken, zu schreiben und zu handeln, wie es ihrem Urteil oder ihrer Laune passt, ohne überhaupt an Gott zu

Dadurch wusste er sich im Gewissen verpflichtet, der erkannten Wahrheit zu folgen.

In die Lebenszeit von Newman fällt auch das Erste Vatikanische Konzil mit der Definition der Unfehlbarkeit des Papstes. Wie stand Newman dazu?

Die Lehre als solche hatte der katholische Newman immer schon vertreten. Er schrieb z.B. 1856 einer Konvertitin: „Sie müssen keine Reden des Papstes glauben, außer wenn er ex cathedra spricht.“ Die Entscheidung des 1. Vaticanums hielt er im vorhinein wohl nicht für opportun, hatte aber keine Schwierigkeit, sie anzunehmen. Er wandte sich nach 1870 gegen Übertreibungen wie gegen Missverständnisse. Zur richtigen Erklärung verfasste er eine eigene Schrift, den „Brief an den Herzog von Norfolk“.

Es gibt in diesem „Brief an den Herzog von Norfolk“ ein Zitat von Newman, das gern gegen das Papsttum ausgelegt wird: „Wenn ich genötigt wäre, bei den Trinksprüchen nach dem Essen ein Hoch auf die Religion auszubringen ..., dann würde ich trinken – freilich auf den

Papst, jedoch zuerst auf das Gewissen und dann auf den Papst.“

Wie verhalten sich denn Gewissen und Lehramt für Newman tatsächlich zueinander?

Dieser Text wird heute oft in einem Sinn zitiert, den Newman gerade abgelehnt hat. Nicht gemeint ist, dass dem Papst das Gewissen übergeordnet ist, sondern: Der Papst könnte gar nicht verbindlich lehren, wenn nicht jeder Mensch das Gewissen hätte, das ihn zur Annahme erkannter Wahrheit befähigt und verpflichtet. In diesem Zusammenhang schreibt Newman: „Das Gewissen ist ein ernster Mahner, allein in unserem Jahrhundert ist es durch ein Nachbild ersetzt worden ... das Recht der Selbstbestimmung.“

Sie haben bereits in der Zeit Ihrer Promotion den jetzigen Heiligen Vater gut gekannt. Welche Bedeutung hat für Papst Benedikt XVI. Kardinal Newman?

In seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben“ hat der Heilige Vater vor 13 Jahren darauf hingewiesen, dass ihn schon im Anfang seiner Seminarzeit der damalige Präfekt Alfred Läßle, der über Newman promovierte, sehr beeindruckt hat. Später, als Kardinal, ist er immer wieder bei Gedenkveranstaltungen oder Symposien als ein profunder Kenner und Bewunderer von Kardinal Newman aufgetreten.

Heute weht der Kirche ein scharfer Wind entgegen. Fehlritte einzelner Mitarbeiter (sexueller Missbrauch), auf die die Kirche vorbildlich und ohne Beschönigung reagiert hat, werden aufgebauscht und zum Anlass genommen, den ganzen Leib Christi zu diskreditieren. Auch vor Verleumdungen gegen Priester, Bischöfe bis hin zum Heiligen Vater wird nicht zurückgeschreckt. Manche sprechen sogar von einem Kulturkampf. Was würde Kardinal Newman, der selbst auch ein Kämpfer für das Katholische war, den Katholiken heute empfehlen?

Das, was wir heute erleben, möchte ich nicht Kulturkampf nennen – hoffentlich kommt es nicht



Weihbischof Dr. Klaus Dick

1928 geboren in Köln-Ehrenfeld
1947 Studium in Bonn, München, Bensberg

1953 Priesterweihe in Köln

1953 verschiedene seelsorgliche Aufgaben, zuletzt Pfarrer in Wuppertal

1958 Promotion zum Dr. theol.

1975 Bischofsweihe, Titularbischof von Guzabeta und Weihbischof in Köln

vom Amt des Weihbischofs in Köln entpflichtet zum 27. Februar 2003

1978-2003 Domdechant am Kölner Dom

Bundesseelsorger des Malteser-Hilfsdienstes

denken, ... sie meinen das „Recht auf Selbstbestimmung“. (...)

Wenn ich von Gewissen spreche, meine ich das mit Recht so genannte Gewissen. Wenn es gegebenenfalls berechtigt ist, der höchsten, wenn auch nicht unfehlbaren Autorität des Papstes entgegenzutreten, so muss es, wie oben gesagt, etwas mehr sein als jene elende Fälschung, die unter diesem Namen in Umlauf ist.

Der volle Text des Briefes an den Herzog von Norfolk in B. Biemer/J. D. Holmes (Hrsg.), Leben als Ringen um die Wahrheit – Ein Newman-Lesebuch; Mainz 1984, S. 262.

soweit, dass gesetzliche Regelungen das Wirken der Kirche einschränken. Aber wenn der Heilige Vater vor der „Diktatur des Relativismus“ warnt, drückt das die gleiche Sorge aus, die Newman beim Empfang des Kardinalates als seine lebenslängliche Bemühung kennzeichnete, den Kampf gegen den religiösen Liberalismus. „Liberalismus in der Religion ist die Lehre, dass es keine positive Wahrheit in der Religion gibt ... Sie widerspricht der Überzeugung dass irgendeine Religion wahr ist.“ Kardinal Newman würde sicher aber auch heute hinzufügen, was er damals sagte: „Aber ich fürchte keineswegs, dass sie (die damaligen und heutigen Verhältnisse) dem Wort Gottes, der heiligen Kirche, unserem allmächtigen König ... oder seinem Stellvertreter auf Erden wirklich irgendeinen ernsthaften Schaden zufügen können.“ Für uns Heutige gibt es viel von Newman zu lernen! □

Zurück zu den Quellen

Was die Pastorfahrt eines Kapellenschiffs alles sagt / Einheit auf der Grundlage der Kultur der Person

Die Annäherung zwischen der orthodoxen Kirche und der katholischen Kirche hat, im doppelten Sinn, wieder Fahrt aufgenommen. Mitte September legte in Wolgograd ein sogenanntes Kapellenschiff ab. Es handelt sich um eine schwimmende, orthodoxe Kirche, die dem „Heiligen Fürsten Vladimir“ gewidmet ist und auf dem Deck eines ehemaligen Landungsbootes aufgebaut wurde. Die schwimmende Kirche wird mehr als 3.000 Kilometer von der Mündung des Flusses Wolga bis zu seinen Quellen zurücklegen und die Reise in Moskau beenden. An Bord befindet sich ein Schrein



mit wertvollen Reliquien von acht Heiligen aus der Zeit der ungeteilten Kirche. Es handelt sich um Johannes den Täufer, die heilige Anna und Mutter Marias, um den Apostel Bartholomäus, die Märtyrer Stefanus und Laurentius, den heiligen Georg, den heiligen Kirchenvater Johannes Chrysostomus und des heiligen Kirill, Missionar der Slawen.

Diese Reliquien sind ein Geschenk des Heiligen Stuhls an die Russisch Orthodoxe Kirche. Der stellvertretende Botschafter des Heiligen Stuhls in Russland, Mgr. Visvaldas Kulbokas, hatte sie offiziell übergeben und nahm auch an einer feierlichen Messe teil, die vom Metropolit German von Wolgograd und Kamyshin am Hafenkai zelebriert wurde. Dessen „Diozöse“ untersteht das Kapellenschiff. Es hat sogar eine eigene Gemeindestruktur. Der Vorstand des Gemeinderates ist ein bekannter Unternehmer der Stadt Wolgograd, Vladimir Koreckij. Er hat diese Wolgafahrt mitorganisiert. Die Reise steht unter dem Segen des Patriarchen von Moskau und ganz Russland, S. H. Kirill. Neben größeren Städten wird das Kapellenschiff auch in kleinen Siedlungen Halt machen, um möglichst vielen Bürgern in der russischen Provinz zu ermöglichen, die an Bord befindlichen Reliquien der Heiligen zu ehren. Endpunkt der Reise ist Moskau. Dort wird das Schiff überwintern. An Bord wird – neben dem Kapitän und den Matrosen – auch immer ein orthodoxer Priester sein. An den Haltepunkten werden in der Kirche des hl. Vladimir Gottesdienste abgehalten. Ein großer Teil der Strecke führt durch Gebiete, die in diesem Jahr von Dürre und Bränden heimgesucht wurden. Die Organisatoren glauben, dass die Gebete an die Heiligen, deren Reliquien sich auf dem Schiff befinden, den Einwohnern dieser Gebiete helfen werden, innere Ruhe und Lebensmut wiederzufinden. Auch der Apostolische Nuntius, Antonio Mennini, gab in einem Brief unter anderem seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Menschen in den Katastrophengebieten durch diesen Besuch Trost erfahren mögen.

Das heutige Kapellenschiff war früher ein Landungsboot. Die Kirche auf dem Schiff trägt den Na-

men des hl. Vladimir, Missionars von Russland. Das Schiff selbst aber heißt „Pater Werenfried“ – zu Ehren des Priesters und Prämonstratensers Werenfried Van Straaten (1913-2003), der das Hilfswerk „Kirche in Not“ gegründet und geleitet hat und der an dem Bau der Kirchenboote auf der Wolga, der „Flottille für Gott“ (Pater Werenfried) großen Anteil hatte. Eines der wichtigsten Ziele des Prämonstratensers war die Versöhnung. Anfang der 90er Jahre knüpfte „Kirche in Not“ auf Wunsch von Papst Johannes Paul II. den Kontakt zur Russisch Orthodoxen Kirche und finanziert seit dieser Zeit in Russland gemeinsame Projekte zwischen katholischer und orthodoxer Kirche. Die Hilfe für die orthodoxen und katholischen Christen Russlands begann allerdings schon lange vor dem Sturz des kommunistischen Regimes. „Kirche in Not“ half russischen Verlagen und Radiostationen bei ihren religiösen Programmen, unterstützte den Druck und Vertrieb von Büchern aus dem Westen, etwa des belgischen Verlagshauses „Foyer Oriental Chrétien“. 1992 reiste Pater Werenfried auf Einladung des Moskauer Patriarchats nach Russland und traf den Patriarchen Alexej II., der ihm für die Hilfe dankte.

Seither hat sich die Zusammenarbeit auch gegen manche Widerstände intensiviert. Sie hatte immer die Rückendeckung des Papstes. Der Wunsch von Johannes Paul II. nach einem Treffen mit dem Patriarchen von Moskau konnte nicht verwirklicht werden. Das mag daran gelegen haben, dass Johannes Paul II. Pole war. Unter seinem Nachfolger ist die von ihm eingeleitete und aktiv begleitete Annäherung jedenfalls beschleunigt worden, so dass Kenner der Szenerie davon ausgehen, dass es jetzt innerhalb eines Jahres, also

bis zum Sommer 2011 zu der Begegnung der beiden Nachfolger kommen wird. Denn inzwischen ist auch Alexej II. gestorben. Sein Nachfolger Kirill II. war zuvor „Außenminister“ und Nummer zwei des Patriarchats und in dieser Funktion öfter mit Kardinal Ratzinger zusammengetroffen. Er hat auch dafür gesorgt, dass das Buch Ratzingers, „Einführung in das Christentum“, ins Russische übersetzt und mit einem Vorwort von Kirill in Russland verbreitet wurde. Beide sind von dem Gedanken der Einheit ergriffen. Beide kennen die Kirchengeschichte und die Schriften der Kirchenväter vor der Trennung 1054. Ratzinger gilt als einer der besten Augustinus-Kenner der Neuzeit. Immer wieder zitiert er den heiligen Kirchenvater.

Seit der Wahl Ratzingers zum Papst und Kirills zum Patriarchen haben sich die Zeichen der Annäherung intensiviert. In einem Film über die orthodoxe Kirche in Russland haben die russischen Produzenten Papst Benedikt um ein Grußwort gebeten. Es wurde im russischen Fern-

Wege stehen. Diese eher psychologischen Widerstände werden mit Aktionen wie der Pilgerfahrt auf der Wolga abgebaut. Politisch würde man sagen: vertrauensbildende Maßnahmen. Aber es handelt sich um weit mehr als das. Die Gemeinsamkeit geht tiefer und ist von welt-historischer Bedeutung. Die Russen stehen unter wachsendem Druck des Islam und suchen natürliche Verbündete. Die katholische Kirche im Westen Europas und in Nordamerika könnte eine geistliche Auffrischung gut gebrauchen. Erst jetzt hat Papst Benedikt bei der Übergabe des Beglaubigungsschreibens des neuen deutschen Botschafters beim Vatikan auf das Schwinden des christlichen Gottesbildes von einem personalen Gott zugunsten eines unbestimmten höheren Wesens hingewiesen. Diese gerade in der Politik (auch in der CDU) weit verbreitete Auffassung würde zunehmend den gesellschaftlichen Diskurs, die Rechtsprechung und die Gesetzgebung prägen. Ohne den persönlichen Gott, der auch einen Willen habe, dem zu folgen sei, gehe, so der Papst, den Menschen

westliche Christen, offizielle Katholiken zumal, kaum nachvollziehbar. Sie aber würde eine Art Frischzellenkur für das routinierte und politisierte, aber seines Kerns, nämlich der persönlichen Beziehung zu Gott und damit zur Wahrheit, weitgehend verlustig gegangenen Christentums im Westen bedeuten. Hier kämen Ost und West zusammen. Als Kinder Gottes, als Menschen mit einer persönlichen Beziehung zum Schöpfer, treffen sich Ost und West. Auch in der Person Christi, des Erlösers, verschmelzen die oft so grundverschiedenen Mentalitäten zur Einheit. Diese Einheit kann dem doppelten Ansturm der Säkularisierung und des Islam widerstehen. Darin liegt der wirkliche Einsatz der Annäherung zwischen Rom und Moskau.

In diesem welthistorischen und kirchengeschichtlichen Kontext ist die Pastoralfahrt des Kirchenschiffes zu sehen. Es ist das dritte. Das erste lief 1998 vom Stapel, um den Menschen in der Eparchie Wolgograd in den eisfreien Monaten von April bis Oktober die fehlende Kirche und das

Foto links:

Die Reliquien aus der Zeit der geeinten Kirche – ein Geschenk des Hl. Vaters an die Orthodoxe Kirche in Russland.

Foto rechts:

Aus einem Landungsboot eine Schiffskirche machen: die MS „Pater Werenfried“ legt an. Am Ufer warten schon die Gläubigen.



sehen ausgestrahlt und galt als eine Sensation. Mit solchen und vielen anderen Zeichen der Gemeinsamkeit in Christus wird der Boden für die Einheit bereitet. Theologisch stehen Orthodoxe und Katholiken einander wesentlich näher als Katholiken und Protestanten. Es sind vor allem politische Gründe und historische Befremdungen, die einer Einheit im

„moralische und geistige Kraft verloren“. Und darin liege letztlich die Ursache für den Werteverlust, für den Ersatz der moralischen Unterscheidung von Gut und Böse durch private Interessen und Machtkalkül zum Schaden der Gesellschaft insgesamt. Die tiefe auch in der Liturgie zum Ausdruck kommende Frömmigkeit der Orthodoxen ist für manche

fehlende Pastoralzentrum zu ersetzen. Es war ein großer Erfolg. Der Metropolit German von Wolgograd, dem die originelle Idee, die Kirche zu den Menschen kommen zu lassen, kam, sah darin die einzige Möglichkeit, die dringend notwendige Neu-evangelisierung in diesen Gebieten langfristig voranzutreiben. Im Juli 2000 fand die Taufe des zweiten Ka-

pellenschiffes statt. Das dritte ist nun beladen mit der spirituellen Fracht der Reliquien von Heiligen aus der Zeit, da die Kirche noch vereint war und weist eben deshalb darauf hin, dass diese Einheit wieder möglich ist. Einer der Ideengeber für diese Reise ist Peter Humeniuk, Leiter der russischen Abteilung von „Kirche in Not“. Er ist davon überzeugt, dass diese Reise auf den Gewässern des großen russischen Flusses zahlreiche symbolische Momente haben wird. Seit Beginn werde die christliche Kirche von den Gläubigen mit einem Rettungsschiff verglichen. Und die Reliquien der Heiligen der ungeteilten Kirche, die sich an Bord der schwimmenden Kirche befinden, erinnerten an genau jene Zeiten, als dieses Bild der Kirche als Schiff erst entstanden war und die Christen noch vereint waren. „Unser ganzes Leben ist eine Art Schiffsreise“, sagte Humeniuk in einem Interview für „Blagovest-Info“. Und weiter: „Orientierung und Kompass während dieser Reise sollte die Kirche sein und ihre Heiligen.“ Das von ihm vertretene Hilfswerk „Kirche in Not“ sehe sich „gleichsam in der Rolle eines Katalysators im Dialog zwischen der Orthodoxen Kirche und der Katholischen Kirche“. Die Kirchen selbst hätten diesen Dialog begonnen, und „sie selbst müssen in den wesentli-

chen Fragen zu einem Einvernehmen kommen“.

Natürlich gehört zu den wesentlichen Fragen auch die Anerkennung des Primats des Papstes. Allein diese Frage zeigt, dass der Weg noch weit ist. Benedikt XVI. hat in dieser Frage erste Ansätze für eine Lösung aufgezeigt, die man mit den Stichworten *primus inter pares* oder relative Autonomie der Teilkirchen umschreiben könnte. Sicher ist: Ohne gemeinsame Gespräche, Konferenzen, Treffen, Begegnungen wird man der historisch notwendigen Einheit nicht näher kommen. Auch die Hilfe für die Kirche im Osten, gerade im Nahen Osten, gehört dazu. Dort sind viele Konfessionen zu Hause – allein in der Grabeskirche von Jerusalem kann man mehr als ein halbes Dutzend zählen – und alle gemeinsam verkörpern sie die Präsenzen des Christentums im Heiligen Land und der Region mit den Urstätten des Christentums, angefangen bei den ersten Siedlungsorten Abrahams im heutigen Irak bis hin zu den Gräbern der jüdischen Patriarchen oder eben Tabor, Golgotha und Jerusalem.

Wie intensiv und von der veröffentlichten Meinung im Westen wie üblich kaum bemerkt die Annäherungsdebatte sich entwickelt hat, zeigt das Beispiel der theologischen Diskussi-

on um das Thema Menschenrechte. Ende Mai 2009 veröffentlichte die Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) eine kritische Stellungnahme mit dem Titel „Menschenrechte und Moral“ zum Dokument der russisch orthodoxen Kirche „Lehre zu menschlicher Würde, Freiheit und Rechten“, die vom Konzil der Bischöfe der russischen Kirche im Juni 2008 angenommen worden war. Der Text der evangelischen Kirchen rief kritische Reaktionen hervor. Eine erste ist die von Igumen Filaret Bulekov, Leiter der Vertretung der russischen Kirche beim Europarat in Brüssel. Eine zweite stammt aus katholischen Kreisen. Am 16. Juli veröffentlichte die Schweizerische Kirchenzeitung eine lange Analyse des evangelischen Dokumentes mit dem Titel „Zur Ambivalenz der Menschenrechte“, das von Guido Vergauwen, Rektor der Universität Freiburg (Schweiz), Barbara Hallensleben, Professorin des Ökumenischen Institutes an der selbigen Universität, und Nikolaus Wyrwoll vom Ostkircheninstitut in Regensburg (Deutschland). Der Text der drei katholischen Theologen wurde wiederum vom reformierten Theologen Frank Mathwig (Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund) analysiert, der seinen Text in derselben Schweizerischen Kirchenzeitung veröffentlichte.

Kirche, Gesellschaft, Politik und Ehe und Familie

Mit Sorge sieht die Kirche allerdings die wachsende Verdrängung des christlichen Verständnisses von Ehe und Familie aus dem gesellschaftlichen Bewusstsein. Die Ehe entfaltet sich als dauerhafte Liebesverbindung eines Mannes und einer Frau, die immer auch auf die Weitergabe menschlichen Lebens ausgerichtet ist. Eine Voraussetzung ist dabei die Bereitschaft der Partner, sich für immer aufeinander einzulassen. Dafür bedarf es einer gewissen Reife der Persönlichkeit und einer existentiellen und sozialen Grundhaltung, der „Kultur der Person“, wie es mein Vorgänger Papst

Johannes Paul II. einmal genannt hat. Das Bestehen dieser Kultur der Person hängt auch von gesellschaftlichen Entwicklungen ab. Es kann geschehen, dass die Kultur der Person in einer Gesellschaft absinkt; nicht selten folgt dies paradoxerweise aus einem Wachstum des Lebensstandards. In der Vorbereitung und Begleitung der Ehepartner ist es notwendig, Rahmenbedingungen zu schaffen, um die Kultur der Person anzuhoben und zur Entfaltung zu bringen. Zugleich sollten wir uns bewusst sein, dass das Schicksal der Ehen von uns allen abhängt, von der Kultur der Person jedes einzelnen Mit-

bürgers. In diesem Sinne kann die Kirche den Gesetzesinitiativen, die eine Aufwertung von alternativen Partnerschafts- und Familienmodellen bedeuten, nicht zustimmen. Sie tragen zu einer Aufweichung naturrechtlicher Prinzipien und damit zur Relativierung der gesamten Gesetzgebung, aber auch zu einer Verschwommenheit der Wertvorstellungen in der Gesellschaft bei.

Papst Benedikt XVI., aus der Rede anlässlich des Antrittsbesuchs des neuen deutschen Botschafters beim Vatikan, Walter Jürgen Schmid, am 13. September 2010.

Das Interesse, das das Dokument der russischen Kirche hervorgerufen hat, veranlasste den Erzbischof von Wolokolamsk Hilarion, Präsident des Außenamtes des Moskauer Patriarchates dazu, den Dialog zu erweitern und eine Informatikplattform für alle Interessierten unter der Webseite www.bogoslov.ru anzubieten. In naher Zukunft sollen Beiträge von Theologen aller betroffener Kirchen, die sich mit den Menschenrechten auseinandersetzen, veröffentlicht werden (einige Beiträge sind schon in russischer und deutscher Sprache abrufbar). Geplant sind außerdem internationale und interkonfessionelle Gespräche und Konferenzen zu diesem Thema. Dass es strittig ist, liegt auch an dem mittlerweile verwaschenen Menschenbild und Naturrechtsbegriff in weiten Teilen der evangelischen Kirche, Stichwort Homosexualität und Ehe. Auch hier hat der Papst in seiner bemerkenswerten Ansprache an den neuen deutschen Botschafter offene Worte gefunden (siehe Kasten). Sie dürften in der evangelischen Kirche nicht, in der orthodoxen aber sicher gern gehört und aufgenommen werden. So sind etwa folgende Sätze mit der Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften mit der Ehe oder auch mit dem Scheidungsrecht unvereinbar: „Die Ehe entfaltet sich als dauerhafte Liebesverbindung eines Mannes und einer Frau, die immer auch auf die Weitergabe menschlichen Lebens ausgerichtet ist. Eine Voraussetzung ist dabei die Bereitschaft der Partner, sich für immer aufeinander einzulassen“.

Gerade in der Sitten- und Naturrechtslehre zeigt sich politisch die Nähe oder Entfremdung der Kirchen voneinander – in der Theologie sieht man es am Thema Eucharistie. Hier sind im Schiff Petri auch nicht alle Matrosen und Offiziere an ihrem Platz; der Stellvertreter Christi hat es auch in Rom nicht immer leicht. Seine Rückbesinnung auf bestimmte Heiligengestalten der geeinten Kirche ist von hohem symbolischen Wert. Die Pastoralfahrt der schwimmenden Kirche auf der Wolga weist, wie so vieles bei diesem Papst, auf die Rückkehr zu den Wurzeln, zu den Quellen des Christentums, zu Christus selbst. Man darf auf weitere Aktionen freudig gespannt sein. □

Helmut Renner:

Von der Ablehnung zur Annahme

Verweigerter Liebe braucht Heilung

Ablehnung – die geschuldete, aber verweigerter Liebe – das zerbrochene Herz – verschiedene Begriffe für dasselbe fatale Geschehen. Fatum – ein Geschick, das nicht bis zum Lebensende unverändert erlitten werden muss, ein Geschick, das gewendet werden kann, bei richtiger Diagnose und richtiger Therapie, noch dazu mit einfachen Mitteln, ohne Risiken und ohne Nebenwirkungen, ohne Rezeptgebühr und ohne Kosten für die Krankenkassen.

Die Liebe Gottes zu seinem Geschöpf Mensch, ist ein unverdientes Wirken seiner Gnade für alle Menschen, welch ein Geschenk! Gott schuldet uns seine Liebe nicht, wir erfahren sie ungeschuldet. So erleben wir von Gott nie Ablehnung, sondern immer nur Annahme, trotz unserer Sünden.

Menschliche Liebe dagegen kann schuldhaft verweigert werden. Obwohl der Mensch nach dem göttlichen Liebesgebot nicht nur Gott und sich selbst, sondern auch den Mitmenschen, dem Nächsten, und insbesondere seinen nahen Angehörigen, Liebe schuldet.

Die Liebesschuld

Jeder Mensch schuldet seine Liebe drei „Gläubigern“ gegenüber: Gott, dem Nächsten und sich selbst. Wenn er diese seine Liebesschuld nicht wahrnimmt, also seine Liebespflicht nicht erfüllt, hat er ein doppeltes Problem, auch wenn er sich dessen nicht bewusst ist. Zunächst: Er trennt sich von Gott: – Sünde. Aber zusätzlich: Er trennt sich von sich selbst: Fehlende Selbstannahme. Und noch dazu: Er trennt sich von einem Mitmenschen, für den er verantwortlich ist. Und jetzt hat dann auch noch

dieser Mitmensch ein Problem. So werden beide krank, an der Seele und später vielleicht auch am Leib: Der Liebesverweigerer selbst, durch die fehlende Selbstannahme und jener Mitmensch, der ein Anrecht auf Liebe hätte.



**Professor Dr. med. habil.
Helmut Renner**

„Keiner liebt mich!“ Dies war die letzte Botschaft einer beruflich sehr erfolgreichen Ärztin, bevor sie sich selbst in den Tod stürzte, kurz nach Erreichen des Ruhestandes. Ihr beruflicher Einsatz konnte offensichtlich ihren Mangel an Liebeszuwendung jahrzehntelang überdecken. Aber nach dem Wegfall ihrer bisherigen Identifikation als von ihren Patienten geschätzte Ärztin wurde sie sich des eigentlichen Mangels an überlebensnotwendiger Liebe bewusst: „Keiner liebt mich!“ Welch seelische Not und Verzweiflung verbarg sich hinter diesem Hilferuf!

Jeder Mensch will geliebt werden: Das Baby im Mutterleib von seiner Mutter, das Kind in der Familie von Vater und Mutter und Geschwistern, der Erwachsene von seinem Ehepartner. Diese erfüllte Liebe auf Erden ist

ein Vorgeschmack auf den Himmel, eine verweigerte Liebe kann schon zur Hölle auf Erden werden und ist ein Vorgeschmack auf die Hölle der Ewigkeit.

Das Wurzelproblem

Die verweigerte Liebe, die Ablehnung, die Nicht-Annahme, der Mangel oder das Fehlen der geschuldeten Liebe ist die Wurzelursache vieler psychologischer und psychiatrischer Probleme. Bereits vor 40 Jahren hat Derek Prince, ein in jahrzehntelanger Seelsorge erfahrener Pastor, festgestellt, dass in den USA wahrscheinlich jeder 5. (das sind 20% der Bevölkerung!) an den Folgen einer Ablehnung leidet. In unseren „modernen Zeiten“ („wir sind ja so fortschrittlich“) könnte die Häufigkeit noch gestiegen sein, vorwiegend dadurch, dass bei einer Schwangerschaft eine Abtreibung, da straffrei möglich, in individuellen Lebenslagen häufiger in Erwägung gezogen („jetzt kommt mir eine Schwangerschaft aber ganz ungelegen, weil“), oder in den gehäuft wirtschaftlichen Krisensituationen („noch ein Esser mehr in der Familie“), aber letztlich dann doch nicht durchgeführt wird, und auch dadurch, dass die Scheidungsraten mit dem Anteil der Scheidungswaisen angestiegen sind, um nur zwei mögliche Ursachen für eine Ablehnung zu nennen. Dieses Wurzelproblem, „ich leide an zu wenig Liebe“, für mich am treffendsten mit dem Wort „Ablehnung“ bezeichnet, ist in der medizinischen Nomenklatur der Psychologie und Psychiatrie nicht existent, obwohl sonst bei jeder Krankheit ein eigenes Kapitel der Krankheitsursache (Ätiologie) gewidmet wird. Die Medizin konzentriert sich ausschließlich auf die Folgen, die Symptome, wie Angststörung, Schlafstörung, Essstörung, Süchte, u.ä., die dann nach einem international einheitlichem Schlüssel (ICD 10) als Diagnose klassifiziert werden. Auch die Therapie ist ausschließlich symptomorientiert und geht auf die Wurzelursache nicht ein. Sicher ist dadurch in vielen Fällen in begrenztem Umfang „Hilfe“ möglich, aber eine „Heilung“ kann nicht gelingen. So ist bei all diesen Störungen mein Rat: „Exerzitien und nicht die Couch!“

Das zerbrochene Herz

Das Herz gilt als Sinnbild der menschlichen Liebe. Ein zerbrochenes Herz entsteht immer dann, wenn eine Beziehung durch Ablehnung zerbrochen wurde.

Wenn die Liebe zerbricht, zerbricht auch das Herz. Dabei ist die Ursache des zerbrochenen Herzens, nämlich Ablehnung, dem Betroffenen oft zunächst gar nicht bewusst, insbesondere dann, wenn diese Ablehnung in die frühe Kindheit oder gar in die Vorgeburtszeit zurück reicht.

In Literatur und Musik wird das zerbrochene Herz gern und mit hoher Kunst thematisiert, meist mit tödlichem Ausgang, aber sehr erhaben und bewegend in Worten oder Tönen. Im wirklichen Leben geht das oft viel brutaler vor sich, mit dem Ausgang befasst sich dann nicht selten die Psychiatrie oder gar die Gerichtsmedizin.

Um wie viel hoffnungsvoller spricht Gottes Wort in der Bibel! Jesaja (61,1) sagt:

„Der Herr hat mich gesandt, damit ich **alle heile, deren Herz zerbrochen ist.**“

Welch ein Unterschied zwischen menschlicher Kunst und dem Wort Gottes! Nicht der Tod am zerbrochenen Herzen wird zum Thema, sondern die Heilung des Herzens und damit die Heilung des ganzen Menschen. Denn Gott macht keine halben Dinge!

Jesus liest zu Beginn seines öffentlichen Wirkens diese Stelle aus Jesaja in der Synagoge zu Nazaret vor (Lukas 4,18). Somit ist Jesus der Arzt, gesandt vom Vater, um alle zu heilen, deren Herz zerbrochen ist. Welch wunderbare Verheißung!

Die Folgen

Auch hier gilt das Gesetz von Saat und Ernte: Sät man Unkraut, wird man Unkraut ernten. Die Folgen der verweigeren, aber eigentlich geschuldeten Liebe sind immer gravierend, ja oft schicksalsbestimmend, „fatal“.

Nach Derek Prince kann man zwei grundsätzlich verschiedene, aber dann in sich verkettete Reaktionsmuster auf eine Ablehnung unterscheiden. Beide

sind krankmachend, selbst-zerstörerisch. Es handelt sich dabei nicht um absolute Gesetzmäßigkeiten, aber um in dessen seelsorgerlichen Praxis häufig beobachtete Zusammenhänge.

Die eine Reaktionskette führt von der Ablehnung in Einsamkeit – Kummer – Selbstmitleid – Depression – Verzweiflung – Tod oder Selbstmord.

Die andere Reaktionskette führt von der Ablehnung in Verhärtung – Gleichgültigkeit – Rebellion – Zauberei.

In diesen Reaktionsmustern findet man dann alle Symptome und Diagnosen: Rückzug, Unnahbarkeit, Kritiksucht, Zynismus, Sarkasmus, Dominanz, Aggressionen, Ärger, Zorn, Jähzorn, Hass, Härte, Kälte, Süchte, Ängste, andere Störungen unterschiedlichster Art (siehe oben), geistliche Blockaden, fehlende Selbstannahme, Selbstmitleid, negative Selbstfestlegungen und so manches mehr. Um Hilfe zu finden, füllen die Menschen, die davon betroffen sind, dann die Praxen der Psychologen und Psychiater, leider nicht die Beichtstühle und Exerzitienhäuser. Dabei fänden sie dort nicht nur Hilfe, sondern Heilung! Jesus Christus ist der Arzt, der gekommen ist alle zu heilen.

Von der Ablehnung zur Annahme

Die negative Festlegung: „Niemand liebt mich“ muss in eine positive Festlegung: „Ich bin ein geliebtes Kind Gottes“ geändert werden. Zwar finden sich in der psychotherapeutischen Methode der Transaktionsanalyse nach Eric Berne (er lebte von 1910 – 1970 und arbeitete als Psychotherapeut in den USA) verwandte Begriffe und Gedankengänge: Die „frühe Entscheidung“ des Kleinkindes: „Niemand liebt mich“ muss zu einer „Neu-Entscheidung“ des Erwachsenen führen: „Ich werde geliebt.“ Aber von wem? Die hier entscheidende Wende, die „Umkehr“, kann nur unser christliche Glaube geben: Die „Zu-Wende“ zu Gott, dem Dreieinen, der mich bedingungslos liebt. „Du bist mein geliebter Sohn, du bist meine geliebte Tochter.“ Nur beim Vater durch Jesus Christus im Heiligen Geist finde ich eine tragfähige und auf Dauer beständige Basis für mein Bedürfnis, geliebt zu werden. Von Jesus Christus, der für

mich am Kreuz gestorben ist, werde ich nicht ablehnt, sondern angenommen, bedingungslos. Ich muss seine Annahme nur für mich in Anspruch nehmen, in Demut und Liebe. Dies wird nach all den schmerzlichen Erfahrungen der früheren Ablehnungen nicht leicht sein. Aber die Aussicht, ja Garantie, auf „Heilung“ lohnt der Mühen und der Tränen und der investierten Zeit.

Dieser Weg, „von der Ablehnung zur Annahme“, gliedert sich in mehrere Schritte, die am besten mit pastoraler Begleitung gegangen werden, wie schon erwähnt in Exerzitien oder in einem Heilungsseminar. Der *erste Schritt* ist viel und hartnäckiges Gebet mit der Bitte um Gnade und Kraft, diesen Weg der Umkehr jetzt gehen zu können und um viel Heiligen Geist, um die Wurzeln der Ablehnung zu erkennen. Der *zweite Schritt* besteht in bedingungsloser Vergebung an all die Menschen, die die von ihnen geschuldete Liebe nicht gegeben und damit die Ablehnung verursacht haben. Hier müssen Vater, Mutter, jedes der Geschwister, nahe Verwandte, Ehepartner, Schwiegervater, Schwiegermutter, andere Menschen, von denen man sich abgelehnt fühlt oder tatsächlich abgelehnt wurde, jeweils einzeln „durchgebetet“ werden. Dazu verweise ich auf meine Empfehlungen mit den drei Stufen der Vergebung in einem früheren Artikel in dieser Zeitschrift („Der Fels“, Heft Juni/2009, Seite 170). Der *dritte Schritt* ist die Bitte an Jesus Christus, im Gebet mit mir alle Phasen meines Lebens von der Empfängnis bis Heute in seinen einzelnen zeitlichen Abschnitten (Empfängnis, vorgeburtlich Embryo und Fetus, Säugling, Kleinkind, Schulkind, usw.) durch zu gehen und alle damals entstandenen inneren Wunden, Verletzungen und Vernarbungen mit seinem Heiligen Blut zu bedecken und zu heilen und mit seiner unerschöpflichen göttlichen Liebe die mir damals vorenthaltene menschliche Liebe zu ersetzen. Ein göttlicher Tausch, für uns erworben am Kreuz. „Durch Seine Wunden sind wir geheilt“. Jesus Christus ist der Arzt! Der *vierte Schritt* ist der sakramentale Schritt, Beichte und Eucharistie. Dies ist für mich unverzichtbar. Deshalb lautet auch meine Empfehlung: „Exerzitien und nicht

die Couch!“ In der Beichte muss an Gott abgegeben, be-„rein“-igt, werden, in Demut und Reue: Die bisherige Nicht-Vergebung an den oder die Ablehnenden und der dadurch bedingte Groll, Zorn, Hass und all die negativen Empfindungen und Folgen (siehe oben) sowie die eigenen Lieblosigkeiten, die, bedingt durch die eigenen früheren Verletzungen, später an andere weitergegeben wurden; denn aus dem „armen Op-

dungen, die durch Ablehnung verursacht wurden, nicht an die nächsten Generationen „geistlich“ weitervererbt werden. Nicht zuletzt ist „Eucharistie“ der Dank an Gott für meine Heilung und seine Annahme: Als sein geliebtes Kind bin ich von ihm auf Dauer bedingungslos angenommen! Und auf dieser Basis kann ich mich auch selbst annehmen, mit all meinen Fehlern, Schwächen und Versäumnissen, und als geliebtes



Die Mutter Gottes ist mit ihrem Fiat das herausragende Beispiel für die Annahme.

fer von damals“ wurde im Laufe des Lebens meist ein „gemeiner Täter von heute“. In der Eucharistie empfielt es sich dann, im Glaubensbekenntnis den Glauben zu bekennen und zu bekräftigen, insbesondere an die Erlösungstat Jesu am Kreuz; alles und alle vor Gott zu bringen; alles erlittene Leid aufzuopfern und stellvertretend Gott um Vergebung zu bitten für die meist ungesühnte Schuld der damaligen Täter, die vielleicht schon verstorben sind. Dadurch können die negativen Bin-

Kind Gottes vor mir, vor den Menschen und vor Gott bestehen.

So führt der hier aufgezeigte Weg: „Von der Ablehnung zur Annahme“, heraus aus den negativen Bindungen und Fesseln der Ablehnung, hinein in die Freiheit der Annahme, in die Freiheit der Kinder Gottes. Frei werden, frei sein und frei bleiben für die Liebe, schon hier auf Erden und dereinst in der Ewigkeit, das ist das Ziel, das ist der Sieg! Zur höheren Ehre Gottes! □

„Herr, schenke uns Priester nach deinem Herzen“

Über die angefochtene Bedeutung des Priestertums – Teil I

Der priesterliche Auftrag steht heute in einem Widerstreit, der die Dimension der Selbstzerstörung angenommen hat. Wie viele Priester in den letzten Jahrzehnten an ihrer Berufung irrefgeworden sind, lässt sich nur vermuten. Die Marke der Hunderttausend ist längst überschritten. Der heutige Zustand des Priestertums lässt vermuten, nicht nur der Klerus, sondern auch die Gläubigen hätten in ihrem Gedächtnis die Erinnerung an den Weltauftrag des Priesters ausgelöscht.

Gebet und der Dienst am Wort

Das Ringen um die Identität des Priesters ist nicht neu. Es begann schon zur Zeit der Urgemeinde. Als

Herr, die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige. Sende Arbeiter in deinen Weinberg. Sende die Gnade des Berufung hinein in junge Herzen und gib denen, welche du erwählt hast, Erzieher und Führer, die sie schützen und stärken, treue Seelen, die für sie beten, und gute Priester, deren Beispiel sie begeistert. Lass keinen von uns vergessen, dass wir alle ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk sind.

*Aus einem alten
Diözesan-Gebetbuch*

die Zahl der Jünger immer mehr zunahm, mussten die Apostel an eine neue Aufgabenverteilung denken, infolge der Unzufriedenheit der Griechen gegenüber den Hebräern. Jene „murrten“ (Apg 6, 1, 2), weil ihre Witwen bei der täglichen Versorgung zurückgesetzt würden. So riefen die Zwölf die Schar der Jünger zusammen und schlugen ihnen eine Reform der verschiedenen Dienste vor, denn sie hielten es nicht für richtig, dass sie als Priester das Wort Gottes vernachlässigten, während sie sich „dem Dienst an den Tischen“ widmen mussten. Darum gaben sie den Auftrag, sieben Männer von gutem Ruf und „voll Geist und Weisheit“ aus der Mitte der Jünger auszuwählen, die dann mit der Aufgabe des Dienens betrauen werden konnten. Sie selbst aber wollten „beim Gebet und beim Dienst am Wort bleiben“ (Apg 6, 2-4). Das Gebet und der „Dienst am Wort“, wozu auch die Spendung der Sakramente gehört, ist der Lebensfaden des Priesters; dazu wurde er gesandt. Der Auftrag des Priesters muss sich daher vor allem am Gebet entzünden.

Auf den Gleichklang von Gebet und Apostolat mag Papst Benedikt XVI. sein Augenmerk gerichtet haben, als er am 19. Juni 2009 ein Jahr des Priesters ausgerufen hat. Mit dem Motto „Treue in Christus, Treue des Priesters“ soll der priesterliche Weltauftrag wieder in Erinnerung gerufen werden, und wer könnte als Vorbild für die Treue im Priesteramt mehr dienen als Jean-Baptiste Vianney, der arme Pfarrer aus dem kleinen französischen Dorf Ars bei Lyon in der Region Rhône-Alpes. Waren auch die äußeren Verhältnisse zur Zeit Vianneys grundverschieden von heute, eines hatten die Menschen der damaligen Epoche mit unserem Zeitalter gemeinsam: die

Gottvergessenheit, den Abfall vom Glauben, die Zurückweisung jeglicher Autorität und einen ungezügelten Freiheitsdrang. Die Parolen der Französischen Revolution, die Gott entthront und durch die Vernunft ersetzt hat, sind längst unsere Leitlinien geworden. Man spricht nur noch von Menschenrechten, die Rechte Gottes sind sekundär. Trotz der heute offensichtlich gewordenen Zerstörung unserer natürlichen Grundlagen scheint der Fortschrittsglaube immer noch eine leuchtende Zukunft vorzugaukeln, die von keiner Macht der Welt, auch nicht – nach Meinung der sich neu formierenden Atheisten – von Gott aufgehalten werden könne.

Die „Prophetien“ des Exkanonikus

Die ersten Wochen und Monate dieses Jahres haben uns schonungslos vor Augen geführt, was schon seit 2000 Jahren gegen die Pforten der Kirche hämmert: Hass gegen Christus und seine Stiftung. Feindschaft und Verhöhnung durch die Welt sind gewissermaßen das „Begleitpersonal“ der Kirche durch die Zeiten, und das Ziel der Zerstörungswut ist Jesus Christus, als das „Zeichen, dem widersprochen wird“ (Lk 2,34). Papst Leo XIII. hat nachdrücklich vom „unaustilgbaren Hass und Rachedurst gegen Jesus Christus“ gesprochen. Doch was sich heute über Kirche und Klerus entlädt und als Zielscheibe die Missbrauchsskandale aufs Korn genommen hat, ist nicht wie ein Dieb in der Nacht über uns gekommen. Die Vorbereitungen dazu laufen schon seit einigen Jahrhunderten. Die Epoche der Aufklärung hat in der Folge der Französischen Revolution in

drastischer Weise angemahnt, welche gewaltige geistige Umwälzung Kirche und Gesellschaft in nicht allzu ferner Zukunft werden zu bewältigen haben.

Eine spezielle Aufmerksamkeit in diesem Prozess verdienen die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verkündeten „Prophetien“ des Exkanonikus Roca (1830 – 1893) in Bezug auf das Priestertum. Darin finden sich schon all jene Grundgedanken und Begriffe, die heute die Kirche einer kaum mehr zu tragenden Belastungsprobe aussetzen. Unverhohlen verkünden sie, was seit einigen Jahrzehnten zum großen Teil unser kirchliches Leben bestimmt. Aus den Schriften Rocas lässt sich mühelos erkennen, dass die Kirche ihres übernatürlichen Charakters beraubt werden soll, um sie mit der Welt zu verbinden, „das konfessionelle Nebeneinander“¹ soll zu einem „ökumenischen Ineinander“ werden, wobei der Begriff „der alleinseligmachenden Kirche“ aus dem Sprachschatz verschwinden soll.² Großzügigerweise will man der Kirche „noch einmal eine Chance“³ anbieten, wenn sie sich in die anderen Religionen einreihet. Als Bedingung für diese „Chance“ wird die

Entpriesterlichung der Kirche gefordert zu Gunsten einer Laienkirche, wobei das Nebeneinander von zölibatären und verheirateten Priestern als Übergangsform zu verstehen sei. Seine Äußerung „die neue Kirche, die vielleicht nichts mehr von der scholastischen Lehre und von der Urform der früheren Kirche bewahren wird können, wird nichtsdestoweniger von Rom die Weihe und die kanonische Jurisdiktion empfangen“,⁴ trifft ins Mark, ebenso seine Feststellung, dass der Katholizismus wie alle Religionen von einem universellen Synkretismus absorbiert werden würde. Das käme beileibe keiner Unterdrückung gleich, sondern sei lediglich eine Integration.

Man darf sich schon fragen, wer Roca vor über 140 Jahre diese „Prophetien“ eingeflüstert hat, die heute folgeschwer die Kirche belasten? Auch andere Angaben aus den Werken dieses ehemaligen Priesters beleuchten grell unsere gegenwärtige Krise, wenn er im Blick auf eine zukünftige Veränderung der Kirche glaubt, „dass der göttliche Kult, so wie ihn die Liturgie, das Zeremoniell, das Ritual und die Vorschriften der römischen Kirche regeln, dem-

nächst auf einem ökumenischen Konzil (sic!) eine Umwandlung erfahren wird, die ihm die verehrungswürdige Einfachheit des goldenen apostolischen Zeitalters zurückgeben wird in Übereinstimmung mit dem Gewissen und der modernen Zivilisation“.⁵

Roca wusste auch die Zukunft des Papsttums näher zu beschreiben: „Das Papsttum wird fallen“, erklärt er, „es wird sterben unter dem geheiligten Messer, das die Väter des letzten Konzils schmieden werden“. Was Roca vor allem Gehör verschaffte, war der Begriff „neu“. Er verkündete „eine neue Religion, ein neues Dogma, ein neues Ritual, ein neues Priestertum“. Die neuen Priester bezeichnet er als „Progressisten“ und spricht von der Abschaffung der Soutane, von der Heirat der Priester und versteigt sich zum Geständnis: „Der religiöse, politische und soziale Erlöser wird durch unpersönliche Institutionen über die Menschheit herrschen“.⁶ Diese unpersönlichen Institutionen kann man heute in den zahllosen Konferenzen und Sitzungen der Pfarreiräte ausmachen oder in der anonymen Kollegialität der Bischofskonferenzen, wo Glaube



Papst Benedikt XVI. feierte am 19. Juni 2010 in Rom mit 15.000 Teilnehmern aus 97 Ländern der Weltkirche den Abschluss des dreitägigen internationalen Priestertreffens.

Allmächtiger Gott, du sorgst für dein Volk durch die Hirten, die du ihm gibst. Erwecke in der Kirche den Geist des Glaubens und der Bereitschaft und berufe auch in unseren Tagen Menschen, die dem Altar dienen und die Frohe Botschaft mit Festigkeit und Güte verkünden. Darum bitten wir durch Jesus Christus.

Tagesgebet aus der Votivmesse um Priesterberufe

Die Verwundung

Wie sehr die Revolution gezündet hat, soll am Beispiel des heutigen Arztes und Familienvaters, Jean-Pierre Dickès, geschildert werden, der am 17. Oktober 1965, zusammen mit 78 Seminaristen in das renommierte französische Seminar Saint-Sulpice in Issy-les-Moulineaux nahe Paris einzog. Bei seinem Eintritt empfand er diese Ausbildungsstätte für angehende Priester als einen Ort, der seiner Meinung nach hervorragend geeignet war „zur Entfaltung von Berufungen“. Das Seminar war, wie er dreißig Jahre später in seinem Buch „Die Verwundung“¹¹ schreibt, ein Hafen des Friedens, und die Stille bot Raum für Gebet und innere Sammlung. Die Mahlzeiten

so genannte „pressure-group“ entpuppte. Die meisten waren Arbeiter, so genannte Spätberufene. Sie hatten sich schon in katholischen, aber auch in gewerkschaftlichen und politischen Organisationen engagiert und waren nun entschlossen, Arbeiterpriester zu werden, obwohl dieses Experiment schon längere Zeit offiziell als beendet galt. In kurzer Zeit bildeten sie innerhalb des Seminars diverse Gruppen und organisierten Versammlungen mit dem Ziel, das Seminar ihren Vorstellungen anzupassen. Da in ihrer früheren Schulbildung Latein nicht inbegriffen war, gehörte ihrer Meinung nach ein solches Fach auch nicht unbedingt zu einer (Arbeiter) priesterlichen Ausbildung. Ebenso wenig konnten sie einen Bezug zur Gregorianik herstellen, also wäre es doch sicher ein Leichtes, auch darauf zu verzichten. Von Vorlesungen hatten sie nur einen sehr vagen Begriff, infolgedessen wären diese im Seminar auch nicht nötig, und eine schulische Disziplin war ihnen in jedem Fall fremd, warum also sich mit Verhaltensvorschriften quälen? Die Agitation der Gruppe war nicht ohne Erfolg. In kurzer Zeit hatten sie aufgeräumt mit der scholastischen Methode in der Philosophie, mit der Autorität der Väter und dem kirchlichen Lehramt. Alles sollte nun in das Ermessen des Einzelnen gestellt werden: das Gebet, die Liturgie, die Disziplin. Auf der Tagesordnung stand vor allem das Infragestellen der Ordnung und der Gegebenheit eines Priesterseminars.

Fast ohne Schwierigkeiten und praktisch ohne Widerstand wurde eine dreihundertjährige Institution vom Sockel gestürzt. Die Patres selbst erwiesen sich mit wenigen Ausnahmen als Komplizen und waren sich nur dunkel darüber im Klaren, dass „Gebet, Ordnung und Studium durch Anarchie ersetzt“ wurde. Einige Wochen nachdem Paul VI. am 8. Dezember 1965 das II. Vatikanische Konzil beendet hatte, war von der einst renommierten Stätte der priesterlichen Bildung und Spiritualität St. Sulpice kaum mehr etwas vorhanden. Ende Dezember 1965, also drei Monate nach Eintritt des Seminaristen Dickès, war die Messe verstümmelt, Latein war aufgegeben, die Altäre wurden umgedreht. Das Heilige Messopfer, die Wesens-

und Stimme des einzelnen Bischofs kaum mehr ins Gewicht fallen. Das Individuum ist ausgelöscht durch das Kollektiv.

Auch andere „Brüder im Geist“ haben zu dieser Zeit ähnliche Gedanken veröffentlicht. „Nicht mehr die Vernichtung der Kirche ist das Ziel, sondern man sucht sie zu benutzen, indem man in sie eindringt...Eines Tages muss die dogmatische Kirche verschwinden oder sich angleichen und, um sich anzugleichen, zu den Quellen zurückkehren.“⁷ Die durch die Weihe erlangte besondere „Wesenheit des Priesters wird ebenfalls bald keine Bedeutung mehr haben, da er sich immer mehr mit der modernen Gesellschaft vermischen wird“⁸, liest man im bekannten Werk des Freimaurers Yves Marsaudon. Dort spricht er deutlich aus, was er sich unter Vermischung vorstellt: „Katholiken, Orthodoxe, Protestanten, Muselmanen, Hinduisten, Buddhisten, Freidenker und gläubige Denker sind bei uns nur Vornamen. Unser Familienname ist Freimaurerei.“⁹ Die Revolution soll sich festsetzen in den Kollegien, Gymnasien, in den Universitäten, in Seminarien und in den Klöstern, damit in einigen Jahren dieser junge Klerus alle Funktionen übernehmen kann. So wird eine „Revolution an der Tiara und beim Chorrock“ stattfinden, „eine Revolution, die nur ein ganz klein wenig angestachelt werden muss, um das Feuer an vier Winkeln der Welt anzuzünden“.¹⁰



Jean-Pierre Dickès

wurden schweigend eingenommen. Ein Seminarist las recto tono einen Betrachtungstext. Die Dozenten trugen die Soutane. Die Heilige Messe wurde noch in Latein gelesen, ebenso das Brevier. Zum liturgischen Rahmen und zur Spiritualität gehörten die Pflege des gregorianischen Gesangs, sowie die Anbetung bei ausgesetztem Allerheiligsten und der Rosenkranz.

Jean-Pierre Dickès, der sich bei seiner Schilderung auf seine Tagebuchaufzeichnungen stützen konnte, erlebte in den folgenden Wochen und Monaten die völlige Umwälzung des Seminars und damit auch seiner Berufung. Anfang November trat eine Gruppe von ungefähr 30 Seminaristen ins erste Studienjahr der Philosophie ein, die sich als

verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi wurde zum brüderlichen Mahl, das „auf Augenhöhe mit dem Volk“ gefeiert wurde, mit einem Vorsteher als Vollzieher der eucharistischen Handlung. Man hatte, wie die Gruppe sich ausdrückte „die Nase voll von den Jeremiaden und weinerlichen Wehklagen der lateinischen Gesänge.“ Übrig blieb lediglich noch der diffuse Bezug auf den „Geist des Konzils“. Und die Kirche? Sie „war auf der Suche nach sich selbst in einer in vollem Wandel begriffenen Welt“. Das Resultat war, dass weder die Priester noch die Bischöfe den Sinn ihres Auftrags mehr erkannten. Sie begannen, sich selbst in Frage zu stellen und an der Institution, der sie zu dienen gelobt hatten, zu zweifeln. Eine Instruktion der Heiligen Kongregation über die liturgische Ausbildung der Seminaristen wurde durch die Bischöfe unterschlagen. Nicht ein einziger verteidigte, was Rom verlangte. Dickès resümiert: „Eintausendneunhundert Jahre Kirchengeschichte wurde im Seminar in acht Monaten ausradiert.“

Der ehemalige Seminarist, Jean-Pierre Dickès, hat den Sturm der Liturgiereform und den Umbruch der Kirche hautnah miterlebt. Da er an der thomistischen Theologie und der liturgischen Tradition, die er bei seinem Eintritt in St. Sulpice noch vorgefunden hatte, festhalten wollte, musste er das Seminar verlassen, er hätte niemand gefunden, der bereit gewesen wäre, ihn zu weihen.

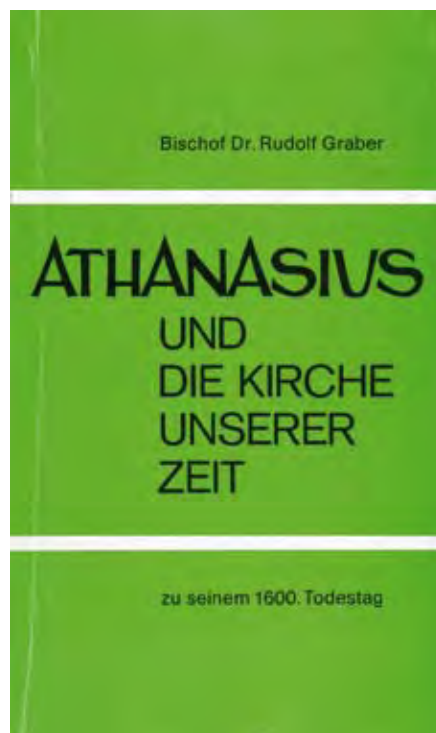
Seine Geschichte könnte so oder ähnlich auch auf andere Seminare in der westlichen Welt übertragen werden. Es ist nicht übertrieben festzustellen, dass Tausende von Berufungen auf diese Weise verloren gingen. Eine Schlussfolgerung ergibt sich aus dieser sowohl kirchlichen als auch menschlichen Tragödie: Die Geschichte jener Bischöfe, Priester und Gläubigen, die an *ihrer* Verwundung, die ihnen durch den „Geist des Konzils“ geschlagen

wurde, zerbrochen sind, wird eines Tages geschrieben werden, und es wird keine „Frohbotschaft“ sein. Das Buch von Jean-Pierre Dickès ist ein Anfang.

„Schafft Herzen voll Laster“

Eine gleichermaßen dramatische Entwicklung wurde ebenfalls zu Beginn des 19. Jahrhunderts vorbereitet: die sexuelle Revolution. In seinem Buch „Athanasius und die Kirche unserer Zeit“ zitiert Bischof Rudolf Graber aus einem Brief vom 9. August 1839: „...popularisieren wir das Laster in den Massen. Was nur immer sie mit den fünf Sinnen

Lasst das Greisenalter und das reifere Alter beiseite, geht zur Jugend und wenn es möglich ist zu den Kindern“.¹² Diese Anweisung wurde mit einer fast unheimlich zu nennenden Präzision durchgezogen. Was als sexuelle Befreiung in den Jahren nach dem Ende des II. Vatikanums über die westliche Welt hinweggefegt und als eine Erfüllung der Voraussagen des Exkanonikus Roca aus dem 19. Jahrhundert bezeichnet werden kann, hat Mütter, Väter und Hirten gleichermaßen mit sich gerissen. Das öffentliche Bewusstsein für Scham und Moral begann sich völlig zu wandeln. Da es offensichtlich ist, dass freie Sexualität und ein an der Lehre der Kirche sich orientierendes monogames Eheleben kaum harmonisiert, setzte man sich das Ziel,



Bischof Rudolf Graber

erstreben, das soll seine Befriedigung finden. ... Schafft Herzen voll Laster und ihr werdet keine Katholiken mehr haben. Das ist die Korruption im Großen, die wir unternommen haben, ... die uns dazu führt, der Kirche das Grab zu schaufeln ...

die bürgerliche Gesellschaft zum Verschwinden zu bringen. Ausdruck der Bürgerlichkeit ist in erster Linie Ehe und Familie, die Mutterschaft, die Vaterschaft und das Priestertum.

Fortsetzung folgt

¹Bischof Dr. Rudolf Graber: „Athanasius und die Kirche unserer Zeit“, Abensberg, 1974, S.38

² dito S. 39

³ dito S. 39

⁴ dito S. 36

⁵ dito S. 36

⁶ dito S. 37

⁷ J. M. Jourdan, L'oecuménisme vu par

un Franc-Macon de Tradition, "Permanences" 1965, S. 11

⁸ Yves Marsaudon, L'oecuménisme vu par un Franc-Macon de Tradition (Editions Vitiano Paris-IX, 1965, S. 120

⁹ dito S. 126

¹⁰ Marquis de la Franquerie, L'infalibilité pontificale- Le syllabus et la crise actuelle de l'Eglise (Manuskript), S.41

¹¹ Jean-Pierre Dickès: Die Verwundung, Ruppichterth, 2000.

¹² Graber, S. 41f

Reformen erst, wenn der Staat richtig pleite ist?

Der deutsche Sozialstaat ist in Gefahr – Teil 2 und Schluss

Unter das Joch der Notwendigkeit beugt jeder willig den Nacken – Wilhelm von Humboldt sprach dieses Wort mit Blick auf die Notwendigkeit von Reformen. Aber diese Notwendigkeit wird in Deutschland noch nicht erkannt. Kommen die Sozialreformen also erst, wenn die Baby-Boomer in Rente gehen, die Kassen leer, die Fachkräfte weg sind und die Unruhe sich auf die Straße verlagert?

Es gäbe Alternativen. Zum Beispiel das Schweizer System. Dort zahlen alle, nicht nur die Lohnabhängigen, in die Rentenkasse. Es geht nach Einkommen, also auch Kapitaleinkommen wie Zinsen, Aktiengewinne, etc., nicht nur nach Lohn. Und die Rentenleistung selbst ist nach oben und unten begrenzt. Die Mindestrente beträgt rund 900 Euro, die Maximalrente rund 2200 Euro, ganz gleich, wie viel der einzelne Rentner eingezahlt hat. Das bedeutet eine Umverteilung von oben nach unten und mehr Stabilität in der Kasse. Seit der Einführung dieses Systems Mitte der siebziger Jahre liegt der Beitragssatz für die Rente konstant bei 8,5 Prozent des Einkommens. In Deutschland ist der Satz kontinuierlich gestiegen und liegt jetzt bei 20 Prozent. Trotzdem ist die Kasse leer.

In Deutschland wird der kleine Mann stärker belastet als die Reichen. Die Belastung aber scheint noch nicht so groß zu sein, dass man schon von einer Knechtschaft oder einem Zusammenbruch des Sozialstaats reden könnte. Man schaue sich mal die Verhältnisse in Amerika, in Asien und selbst in manchen Ländern Europas an, da geht es den Deutschen noch richtig gut. Eine Sache ist eben die subjektive, selbstbetroffene Wahrnehmung von Reformen, und eine andere die Einsicht in objektive Notwendigkeiten. Humboldt hat insofern recht, als die persönliche Betroffenheit erst dann wirklich relativiert wird, wenn

nicht nur das Ausmaß der allgemeinen Not sondern auch die Folgen dieser Not für das eigene künftige Wohlergehen erkannt werden. Der Bürger muss erkennen, dass seine persönliche Not wächst, wenn keine Reformen durchgeführt werden. Soweit sind wir aber noch nicht. Und deshalb beugt der Bürger auch noch nicht willig den Nacken. Deshalb ist die Debatte um den Sozialstaat auch vorläufig versandet.

Aber für jeden, der sich mit dieser Materie ehrlich befasst, ist klar: Ohne einschneidende Reform ist der umlagefinanzierte Sozialstaat schon wegen der Alterung der Gesellschaft nicht zu retten. Ohne Reformen drohen nicht nur steigende Familienarmut, sondern in absehbarer Zeit auch wieder Altersarmut und steigende Arbeitslosigkeit. Das größte Versagen entscheidender Teile des politischen Establishments, zu dem auch der größte Teil der Medien zu zählen ist, besteht darin, sich diesen Zusammenhängen zu verweigern und somit die Notwendigkeit der Reformen zu verschleiern. Nur: Bald ist es zu spät für eine evolutionäre Reform.

Zur Staatsräson moderner Gemeinwesen gehört die soziale Sicherheit. Eine alte Weisheit, die zur theoretischen Grundlegung staatlicher Souveränität gehört. Einer der ersten denkerischen Begründer der abendländischen Rechts- und Staatsphilosophie, Jean Bodin, schrieb in seinem Hauptwerk vor rund 450 Jahren, der Zweck des Staates sei, „in erster Linie die Sicherung der schlichten sozialen Existenz, die Sicherung von Leib, Leben, Freiheit und Eigentum also“. Der Staat solle nicht nur das Gegenmodell zur Räuberhöhle sein, sondern die „Voraussetzung einer glückseligen Existenz“ sichern. Es muss nicht gleich das Paradies auf Erden sein, aber wer

die Sozialstaatsdebatten hierzulande beobachtet, der wird sich gelegentlich doch fragen, ob diese einfachen Prioritäten heute noch gelten oder ob wir nicht doch in einer Art Räuberhöhle leben. Ein aktuelles Beispiel bietet die neu anhebende Diskussion um die Defizite in der Krankenversicherung und der Kampf von Gesundheitsminister Rösler gegen die Pharma-Lobby.

Dabei ist die Problematik ein schlichtes Rechenexempel. Allen ist klar, dass ein Erwerbstätiger in zwanzig Jahren nicht mehr die Last für die Alten schultern kann, zusätzlich zu seiner Familie. Auf diesen einfachen Sachverhalt aber hat nicht die Regierung, sondern die Bundesbank hingewiesen. Und sie hat den Schluss

gezogen: Man soll das Eintrittsalter in die Rente an die Lebenserwartung koppeln. Denn pro Jahr steigt die durchschnittliche Lebenserwartung um drei Monate. 2029,

wenn das neue Eintrittsalter von 67 Jahren voll greift, werden die Menschen drei Jahre älter werden, der geplante Effekt (zwei Jahre länger arbeiten, um die Rentenkassen zu entlasten) verpufft. Wäre das Eintrittsalter an die Lebenserwartung gekoppelt, läge es 2029 nicht bei 67, sondern bei 68 Jahren. Die Bundesbank schlägt vor, das Eintrittsalter bis 2060 auf 69 Jahre zu erhöhen. Nur so könne man das Verhältnis von Ruheständlern und Arbeitnehmern auf dem jetzigen Niveau halten. Das sei die logische Folge des Gesetzes, wonach die Renten „nie mehr gesenkt“ würden, wie die Große Koalition es gesetzlich beschlossen hat und woran auch die jetzige Bundesregierung festhält. Das sind Gesetze gegen die jungen Generationen, gegen die Zukunft.

Dabei ist es eigentlich ganz simpel und vernünftig, was die Bundesbank

„Unter das Joch der Notwendigkeit beugt jeder willig den Nacken“

da schlussfolgert. Aber es ist politisch nicht korrekt. Die politische Korrektheit (de facto die Feigheit vor der Wahrheit) verlangt die Verdrängung der Problematik und die entsprechende Heuchelei. Das scheint in Deutschland noch gründlicher geübt zu werden als woanders. Überall wird über die Rentensysteme nachgedacht, weil die Finanz- und Wirtschaftskrise auch in den Rentensystemen wütet, Stichwort Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit. Die Alternative ist, den Beitrag zur Altersversorgung zu erhöhen. Aber das wird die junge Generation nicht mitmachen. Sie muss schon die Kosten der Staatsverschwendung und der staatlichen Rettungsaktionen für die Banken tragen. Die jungen Leute werden versuchen, aus der staatlichen Zwangsversicherung auszusteigen, was wiederum das Rentensystem destabilisieren dürfte. Der Befund ist einfach. Die Heuchelei der Politik bringt den Sozialstaat in Gefahr – und damit die Fundamente des Staatsgefüges überhaupt.

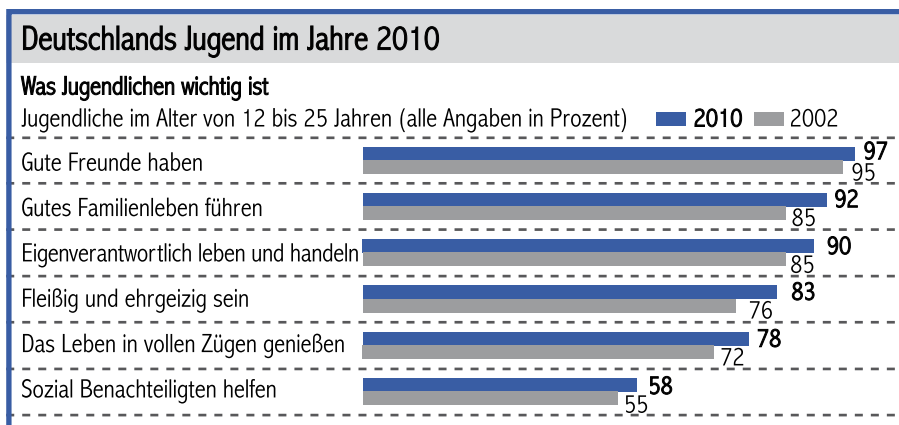
Nur wenige Politiker wagen es, die Wahrheit zu sagen. Zu ihnen gehörte auch Ex-Finanzminister Peer Steinbrück. Ihn trieb die absehbare Folge um, dass die jüngere Generation den Eindruck habe, „wir würden keine Verantwortung mehr für ihre Belastungen in Zukunft tragen“. Die „Gekniffenen“ seien die Menschen im Alter zwischen 25 und 35 Jahren, die Kinder haben wollten. „Um diese Generation müssen wir uns stärker kümmern“, meinte der Minister. Es stehe eine grundsätzliche Debatte ins Haus, wie man die Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme regeln wolle. Davon will die SPD heute nichts wissen, die Union allerdings auch nicht. Ganz zu schweigen von der Linken, die den Sozialstaat sogar ausweiten möchte.

Der frühere Arbeitsminister Olaf Scholz, der nie viel übrig hatte für Familien mit Kindern, bezeichnet solche „Negativprognosen schlauer Professoren und schlauer Institute“ schlicht als „Panikmache“. Aber die „schlaueren Professoren“, etwa der Experte für Generationengerechtigkeit Bernd Raffelhüschen, haben ausgerechnet, dass die Beitragszahler durch das Rentengarantie-Gesetz um Milliardenbeträge belastet würden. Ein anderer, der Gesellschaftsforscher Meinhard Miegel rechnet damit, dass solche Gesetze noch in dieser Legislaturperiode kassiert werden (müssen). Aber wenn es

um Wählerstimmen geht, spielt es keine Rolle, ob der Sozialstaat am Rande des Abgrunds steht, das heißt am Rande seiner Leistungskraft. Mit rund 750 Milliarden Euro für Arbeit, Rente, Gesundheit und Pflege fließt jeder dritte Euro, der in Deutschland erwirtschaftet wird, in soziale Leistungen. Gemessen am Bruttosozialprodukt liegt der Anteil der Sozialausgaben damit bei 32 Prozent. Solche Zahlen sind alarmierend. Sie schmälern nicht nur die Kraft für einen Aufschwung und engen den Spielraum der Politik erheblich ein. Sie sind auch ein beunruhigendes Zeichen für die Flexibilität und die Dynamik in Deutschland. Offenbar verlässt man sich lieber auf Vater Staat als auf seine eigenen Kräfte.

Das könnte sich sehr bitter rächen, sollte der Staat einmal zahlungsunfähig sein oder in eine große Inflation rutschen. Bei den wirtschaftlich nicht gedeckten Milliardenbeträgen für die Banken und angeblich sys-

blishment aber hat Randgruppen bevorzugt, weil viele Politiker und noch mehr Journalisten selber vorwiegend in den Lebensformen solcher Randgruppen leben. Die Schwächung der Familie wird dazu führen, dass diese Randgruppen untergehen. Das haben Frank Schirrmacher, Herwig Birg und andere schon prophezeit. Selbst eine radikale Wende in der Familienpolitik würde die Trends nur langsam, über Zeiträume von Generationen, umkehren. Gegen die Unerbittlichkeit der Demographie gibt es nur ein Mittel: Die Hoffnung – und damit verbunden die Kraft der Liebe und des Glaubens. Sie allein machen die Gesellschaft menschlich. Sie allein meistern emotional jede Situation. Sie allein schaffen und weisen in die Zukunft. Sie sind die Haupt-Komponenten einer „Zivilisation der Liebe“ (Paul VI.) und die Familie ist das „Zentrum der Zivilisation der Liebe“ (Johannes Paul II.), das Herz der Gesellschaft.



temrelevante Sektoren der Wirtschaft ist das keineswegs ausgeschlossen. Diese Erkenntnis wird wohl erst dann um sich greifen, wenn keine neuen Schulden mehr möglich sind. Denn solange kann man ja die Bevölkerung hinhalten, beschwichtigen, täuschen nach dem Motto „die Renten sind sicher“. Die Zeiten aber, da man wie unter Kohl und Schröder noch sagen konnte „Nach uns die Sintflut“ neigen sich dem Ende zu. Wir stehen kurz vor dem Offenbarungseid. Aber kaum einer will es wissen. Die Dämme weichen auf.

Die Demographie ist unerbittlich. Jetzt beginnt sich zu rächen, dass die Politik die Familie vernachlässigt und ungerecht behandelt hat. Nur die Katholische Kirche hat die Institution der natürlichen Familie immer verteidigt. Das politisch-mediale Esta-

eine Partei mit dem C im Namen müsste das eigentlich wissen und ihre Politik danach ausrichten. In manchen Bundesländern hat man das begriffen und versucht gegenzusteuern. Der Herbst wird eine familienpolitische Debatte erleben. Wenn die marktideologisch orientierten Berliner Sozialingenieurinnen vom Typ von der Leyen, Schavan und Merkel dem nicht folgen und bald einen radikalen Kurswechsel vornehmen, werden sie und ihre Partei mit dem implodierenden System untergehen – die Familie nicht.

Dafür könnte auch die nachwachsende Generation sorgen. Denn die Jugend in Deutschland setzt auf die Familie. Das geht aus der neuesten Shell-Studie hervor (siehe Grafik). Dass diese Präferenz auch einmal politisch umgesetzt wird, ist eine Hoffnung, die noch nicht gestorben ist. □

Das Tragen der Priesterkleidung führt heute zu unerwarteten Reaktionen

In diesem Sommer war ein groß gewachsener Mann in Priesterkleidung zusammen mit seiner Mutter und seiner Schwester Gast in einer italienischen Eisdielen in München. Nach Zahlung der Rechnung wurde der Priester höflich vom Inhaber der Eisdielen in einen Raum hinter der Theke gebeten und um seinen priesterlichen Segen ersucht. Alle versammelten Familienmitglieder und Bedienten knieten sich zum Segen nieder und bedankten sich herzlich bei dem Priester für die Segensspendung.

Der gleiche Priester war in diesem Sommer zusammen mit seiner Mutter auch in der Nähe von München in einem rustikalen Restaurant zum Mittagessen. Als er zahlen wollte, sagte ihm der Inhaber des Lokals, es sei ihm eine große Ehre gewesen, einen Priester als Gast zu haben, und er müsse nichts zahlen.

Die beschriebenen Begebenheiten sind geschehen, weil ein Priester sich als solcher zu erkennen gab. Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, dass er dies tut, möchte man meinen. Denn das Kirchenrecht schreibt vor (can.284): „Die Kleriker haben gemäß den von der Bischofskonferenz erlassenen Normen und den rechtmäßigen örtlichen Gewohnheiten eine geziemende kirchliche Kleidung zu tragen.“ Das „Direktorium über Dienst und Leben der Priester, *Dives Ecclesia*“, das von der Kleruskongregation am 31.01.94 erlassen wurde, präzisiert: „Das bedeutet, dass diese Bekleidung, falls sie nicht die Soutane ist, verschieden von der Art der Kleidung der Laien zu sein hat und konform der Würde und Sakralität des Amtes. Schnitt und Farbe müssen von der Bischofskonferenz festgelegt werden, immer in Übereinstimmung mit den Vorlagen des allgemeinen Rechts. Wegen ihrer Inkohärenz mit dem Geist solcher Disziplin, können entgegen gesetzte Praktiken nicht als rechtmäßige Gewohnheiten angesehen werden und müssen daher von den zuständigen Autoritäten abgeschafft werden“. (zitiert nach SKS 11/2010, S.5)

Was sind die Gründe, dass eindeutige Rechtsvorschriften heute vielfach, bis hinein in Ordinariate, nicht beachtet werden? Da ist einmal das Identitätsproblem. Wenn ein Priester das

Auf dem Prüfstand

Bewusstsein, seiner Bestimmung und Prägung verliert, wird er zum Spielball der Moden und der öffentlichen Meinung. Er wird zu einem Produkt der falsch verstandenen Anpassung: Er dürfe sich nicht aus dem Feld der Gläubigen herausheben, dürfe nicht über den Menschen stehen wollen. Ein Gedanke, der Priestern, die mit ihren Gläubigen Glück und Leid teilen, nicht kommen kann. Dass Priester durch ihre Berufung geprägt werden, haben auch Menschen außerhalb der Kirche klar erkannt. Ignazio Silone, ehemaliger Führer der kommunistischen Jugend Italiens in der Faschistenzeit, schrieb einmal in „L'Uscita di Sicurezza“: „Es gibt drei Stände, die von ihrem Beruf geprägt sind und nie ganz davon los kommen: Priester, Berufsoffiziere und Kommunisten“.

Natürlich hat das Nichttragen priesterlicher Kleidung auch zu tun mit Angst und mit der Feigheit, in der Öffentlichkeit Zeugnis abzulegen, und auch mit dem heute weit verbreiteten Ungehorsam. Dieser Ungehorsam ist eine der Ursachen, warum die Kirche in ihrem äußeren Erscheinungsbild diffus geworden ist und an Schlagkraft und Engagement eingebüßt hat. Die Ganzhingabe an die Aufgabe hat immer die Reform- und Missionsorden der Kirche ausgezeichnet.

Hubert Gindert

Nicht nur die fehlende Sprachfähigkeit behindert die Integration

In der Auseinandersetzung um den Buchautor Thilo Sarrazin geht es nicht um sein Welt- oder Menschenbild oder um seine erbbiologischen Ansichten, sondern um die geringe Integrationsbereitschaft der muslimischen Immigranten. Alles andere

sind Ablenkungsmanöver und Nebenkriegsschauplätze. Der Mainzer Medienforscher Professor Hans Mathias Kepplinger sagt dazu: „Im Kern geht es um das Selbstwertgefühl der linksliberalen Minderheit der Bevölkerung, die lange an die multikulturelle Gesellschaft geglaubt hat. Sie steht, wenn man die Probleme des Landes mit seinen Muslimen ernst nimmt, vor den Trümmern ihres Weltbildes, das sie gegen einen informierten Kritiker verteidigt. (Tagespost 2.9.10)

Die Menschen in Deutschland sind in hohem Maß verunsichert und fühlen sich vom „parteiübergreifenden Versagen“ der Politiker im Stich gelassen. Daraus resultiert die große Zustimmung, die Sarrazin aus der Bevölkerung bekommt.

Die Podiumsdiskussion „Hart aber fair“ (ARD) vom 1. September richtete sich, als das Thema Integration nicht mehr weggedrückt werden konnte, auf die Verbesserung der Sprachfähigkeit der Einwanderer als Allheilmittel. Die israelische Einwanderungspolitik wurde als Erfolgsmodell genannt. Sie verpflichtet jeden, der israelischer Bürger werden will, zu einem sechsmonatigen Intensivsprachkurs. Der Erfolg eine zusätzliche Ursache, die aber verschwiegen wurde: Alle Einwanderer verbindet mit den jüdischen Mitbürgern in Israel der jüdische Glaube, ob er praktiziert wird oder nicht. Diese gemeinsame Identität und Wertegemeinschaft ist wesentliche Ursache der geglückten Integration.

Die Moslems, die nach Deutschland kommen, treffen auf Menschen, die ihre christliche Identität und kulturelle Prägung weithin verloren haben. Da den Deutschen die christlich geprägte Kultur kaum verteidigungswert erscheint, treten sie auch nicht missionarisch dafür ein.

Die Moslems, die sich in die häufig beschworene laizistische Wertegemeinschaft des Grundgesetzes integrieren sollen, erleben eine Gesellschaft, die aus ihrer Sicht gottfern und unmoralisch ist. Sie sehen, wie die in der Verfassung aufgeführten Werte immer mehr ausgehöhlt werden und wie Gott aus dem öffentlichen Leben verdrängt wird. Von einer solchen Gesellschaft geht keine Faszination für sie aus.

Die Integrationsbereitschaft der Moslems ist tatsächlich gering. Das ist aber auch eine Anfrage an die Christen in unserem Land. Hubert Gindert

Solche Menschen leben insgesamt froher“

„Psychologie der Beichte“ stand über einem Beitrag von Raphael Bonelli, Universitätsdozent und Facharzt für Psychiatrie / Psychotherapeutische Medizin, für die Zeitung „Die Tagespost“ (4.9.2010, S.9; Dominikanerplatz 8, D-97070 Würzburg). Bonelli ist Gründer des „Instituts für Religiosität in Psychiatrie und Psychotherapie“ (RPP), das am 16. Oktober 2010 im Zisterzienserkloster Heiligenkreuz/Niederösterreich eine Fachtagung über „Psychotherapie und Beichte“ veranstaltet (Näheres dazu im Internet unter www.rpp2010.org). – In seinem Beitrag für die „Tagespost“ beschreibt Bonelli – im Zusammenhang auch mit der irrationalen Kirchenkritik anlässlich des Bekanntwerdens der Missbrauchsfälle – den „neurotischen Perfektionismus“, der die eigene Fehlerhaftigkeit nicht wahrhaben will und für den „jede Normgebung schon eine Infragestellung seiner selbst“ ist, die „letztlich als existenzielle Bedrohung erlebt“ wird. Bonelli geht dabei auch auf den Begriff der „eklesiogenen Neurose“ ein, einen Begriff, den die psychiatrischen Fachgesellschaften zu Recht niemals anerkannt hätten. – Hier einige Stellen vom Schluss der Ausführungen.

(...) Christliche Vollkommenheit setzt das eigene Sündenbekenntnis voraus. Die Abschaffung des Sündenbegriffs, um die neurotische Selbstgerechtigkeit zu befriedigen, ist mit einer anstrengenden Verdrängungsarbeit an der eigenen Fehlerhaftigkeit verbunden, die sich in Aggressionsdurchbrüchen gegen kirchliche Normen Erleichterung schafft. In diesem Zusammenhang ist auch der antiquierte Slogan aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts „Frohbotschaft statt Drohbotschaft“ kritisch zu hinterfragen. Was wird hier genau als bedrohlich erlebt – und warum?

Ein Mensch, der regelmäßig beichtet, erreicht im Normalfall einen hohen Grad an Selbsterkenntnis, weil er die Fähigkeit entwickelt, seine Emotionen, Gefühle, Leidenschaften und Taten zu hinterfragen und mit seiner Vernunft zu beurteilen. Er hat sich die Kompetenz angeeignet, seine Reflexionsfähigkeit über sein momentanes Empfinden zu stellen. Damit muss er auch die eigene Tat nicht mehr als schicksalhafte Begebenheit erleben, sondern kann sie einer rationalen Beurteilung unterziehen. Das führt zu einem gesunden Selbstbewusstsein, das im Bewusstsein der Gotteskindschaft wurzelt. Daraus resultiert letztendlich die Haltung einer großen Dankbarkeit gegenüber einem gütigen Gott, der Sünde verzeiht. Solche Men-

Zeit im Spektrum

schen können dann auch selber besser verzeihen und leben dadurch insgesamt froher.(...)

Ein christlicher Rechtsdienst

Die freie Religionsausübung der Christen ist in islamisch oder kommunistisch beherrschten Ländern weitgehend behindert oder ganz und gar verboten. Sie ist aber auch in der westlichen Welt bedroht und verschiedentlich auch schon eingeschränkt. Der „Informationsbrief“ der evangelischen Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ stellte nun mit einem Interview den amerikanischen „Alliance Defense Fund“ vor, eine Vereinigung, die Christen in den U.S.A. und weltweit bei der Wahrnehmung ihrer Rechte unterstützt. Interview-Partner ist Dr. Benjamin W. Bull, der Vizepräsident des ADF und Leiter von dessen Internationaler Abteilung („Informationsbrief“ Nr. 261, August 2010; Jakob-von-Stein-Straße 5, D-88524 Uttenweiler. – Der vollständige Text des Interviews im Internet bei www.gemeindenetzwerk.org, Kategorie Christen weltweit). Hier einige Auszüge aus den Antworten von Dr.Bull:

Der ADF ist ein christlicher „Rechtsdienst“, dessen Ziel es ist, die Tür für die Verkündigung des Evangeliums offen zu halten. Der ADF wurde 1994 durch die aufopferungsvollen und großzügigen Bemühungen von 35 christlichen Leitern ins Leben gerufen, darunter einige sehr anerkannte Größen wie Dr. James Dobson von „Focus on the Family“, Dr. Bill Brighth von „Campus für Christus“ und andere. Die Gründer waren überzeugt, dass es dringend geboten sei, sich in einer christuszentrierten Offensive für die volle Wahrung der Freiheit der Gläubigen, das Evangelium zu hören und zu bezeugen, einzusetzen. Unsere Hauptziele sind entsprechend die Verteidigung der Religionsfreiheit, der Schutz der Heiligkeit des Lebens und die Verteidigung von Familie und Ehe, diese verstanden als die Vereinigung eines Mannes und einer Frau. Unser Motto

ist Johannes 15,5: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und ich in ihm, der bringt viel Frucht, denn ohne mich könnt ihr nichts tun.“

Inzwischen beschäftigen wir 150 Vollzeitkräfte in acht Büros in den Staaten, sowie einen Vollzeitjuristen im Ausland. Wir arbeiten mit insgesamt 1600 Anwälten in den USA und weltweit zusammen. Alle haben an unserer juristischen Fortbildung teilgenommen und sich verpflichtet, 450 Stunden ehrenamtlich für das Reich Gottes und die Religionsfreiheit zu arbeiten. Wir haben weiterhin ein Stipendium zur weltanschaulichen und naturrechtlichen Schulung für christliche Jura-Studenten geschaffen (...).

In New Mexiko verteidigen wir einen privaten christlichen Fotografen, der sich geweigert hatte, bei einer lesbischen „Heirat“ Aufnahmen zu machen. Der Staat und das lesbische Paar vertreten gegen ihn die Auffassung, dass es eine Art „Rechtsverpflichtung“ für den christlichen Fotografen gegeben habe, an der lesbischen Zeremonie teilzunehmen, obwohl es Hunderte nicht-christlicher Fotografen gab (...). In New Jersey vertreten wir eine Kirchengemeinde, die die Durchführung einer homosexuellen „Verpartnerung“ in den eigenen Gebäuden verweigert hat. Die homosexuellen Partner und der Staat (mit Einschluss der Steuerbehörde) haben die Gemeinde auf Schadenersatz verklagt und fordern eine rückwirkende Aufhebung der Steuerbefreiung für sie. Sollte die Klage Erfolg haben, würde sie mit der vollständigen Auslöschung der betreffenden Kirchengemeinde enden (...). Wir waren außerdem befasst mit der infamen Kriminalisierung des schwedischen Pastors Ake Green, der drei Jahre lang gerichtlich verfolgt wurde, weil er in einem Sonntagsgottesdienst in seiner eigenen Gemeinde direkt aus Römer 1,26-29 zum Thema Homosexualität gepredigt hatte. Eine Strafbarkeit im Sinne von „Volksverhetzung“, die Pastor Green zur Last gelegt wurde, sah erst in letzter Instanz der schwedische oberste Gerichtshof als nicht gegeben an (...).

Erwähnen muss ich außerdem die Gefahr einer radikalen Anwendung von „Anti-Diskriminierungs-Bestimmungen“ auf christliche Organisationen, Dienste und auch die Kirche selbst (...) So sind schon viele christliche Organisationen an Universitäten und anderenorts ausgeschaltet worden, weil sie verlangt haben, dass ihre Leiter bekennende Christen seien – was als Verstoß gegen das „Antidiskriminierungsgesetz“ gewertet wurde (...).

Meiner Meinung nach sollten es nicht in erster Linie amerikanische Anwälte sein, die europäische Christen verteidigen; wir brauchen vielmehr eine Generation von herausragenden Juristen und Leitern in Europa, die sich für die Christenrechte erheben (...)

Reinhard Dörner: „Lehrer des Glaubens“? – Luther einmal anders. Verlag des Kardinal-von-Galen-Kreises e.V. Stadtlohn, ISBN 978-3-9812187-3-2, 295 Seiten, broschiert, 17,50 Euro

Einheit im christlichen Glauben ist seit Jahrzehnten ersehntes Ziel vieler Christen, auch gläubiger Katholiken, die ihre Kirche lieben. Was aber ist das Ergebnis so unendlich vieler ökumenischer Bemühungen? Das Fazit ist ernüchternd, ja erschreckend: Das ehrliche Ringen scheint einem allgemeinen Gefühl gewichen zu sein, dass die Unterschiede zwischen den Konfessionen nicht mehr so wichtig genommen werden müssen, dass die eigene katholische Konfession nur eine Möglichkeit unter mehreren ist, bis hin zu der Behauptung eines katholischen Theologen, dass „wir Luther (den bekanntesten unter den Reformatoren) bald als Lehrer des Glaubens haben werden“!

Solches Erschrecken und der Schmerz über den Misserfolg des oft leidenschaftlichen Einsatzes idealistischer Ökumeniker gaben wohl den Anstoß zu einer 3., ergänzten und neu bearbeiteten, Auflage des gefragten Lutherbuchs beim Verlag des Kardinal-von-Galen-Kreises, Stadtlohn.

Das Buch ist gedacht als Auseinandersetzung mit Luthers Leben und Schriften, vor allem aber ist es eine aus der Not hervorgegangene Streitschrift. Sie

stellt, wie schon der Untertitel „Luther einmal anders“ spüren lässt, die Frage an den Leser, ob er Martin Luther, der von der profanen Geschichtswissenschaft als Mitbegründer der Neuzeit, als Schöpfer der deutschen Hochsprache gerühmt und von der protestantischen Theologie als der größte, ja nahezu als der eine Vater des Glaubens in Predigt und Unterricht verehrt wird, tatsächlich als „Lehrer des Glaubens“ anerkennen, ja überhaupt in Betracht ziehen kann.

Der Band umfasst zwei große Schriften aus der Vergangenheit:

1. Im Wortlaut den „Codex Fabrianus“, eine Schrift des Heiligen Franz von Sales (Franz von Sales war der fromme und überaus erfolgreiche Gegenreformer um 1600), eine Abhandlung, die auch heute noch höchsten apologetischen Ansprüchen genügt, da sie die „ureigensten Worte Luthers und Calvins vorträgt“, die dem Leser anbietet, Position und Antiposition gegeneinander abzuwägen, um zu einem eigenständigen Urteil zu kommen.

2. Die Streitschrift der steirischen Kapuziner „Luther, wie er lebte, lebte und starb“ (1907) mit Ergänzungen des Herausgebers. Diese Schrift bietet keine eigentliche Lebensbeschreibung des Reformators, sondern

belegt als Kampfschrift zahlreiche, wirklich erschreckende Lutherzitate aus den Werken des Reformators, die in lutherfreundlichen Geschichts- und Religionsbüchern verschwiegen werden. Dazu kommt

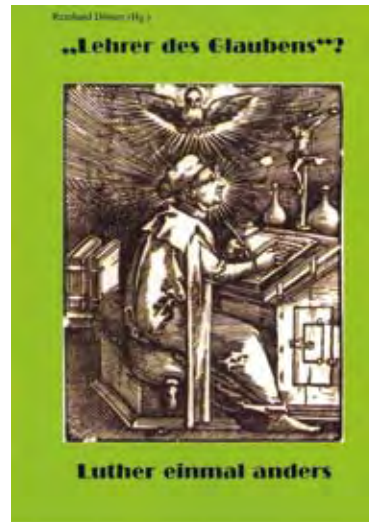
3. ein Artikel von Joseph Overath, „Erst Deformation, dann Reformation“ (Kirche an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert). In einem Anhang finden sich Auszüge aus Luthers Schrift „Wider

das Papsttum, vom Teufel gestiftet“ mit Kommentaren.

4. Die Instruktion „Ecclesia catholica 1949“ von Papst Pius XII.

Keine leichte, aber in unseren Tagen des Relativismus und der religiösen Unwissenheit wichtige Lektüre, die allen an der Ökumene und an Kirchengeschichte Interessierten sehr empfohlen werden kann.

Waltraud Volpert



Helmut Moll: „Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts.“

Erweiterte und aktualisierte 5. Auflage. Zwei Bände, insgesamt 1623 Seiten. Schönigh-Verlag 2010, ISBN 978-3-506-75778-4, Euro 88,- / sFr 124

Prälat Prof. Dr. Helmut Moll überreichte kürzlich dem Heiligen Vater die erweiterte Ausgabe des deutschen Martyrologiums „Zeugen für Christus.“ Die

fünfte Auflage des zweibändigen Werkes enthält nunmehr über 900 Lebensbilder und Porträts von Opfern des Nationalsozialismus, des Kommunismus, von Reinheitsmartyrerinnen sowie von Glaubenszeugen, die in den Missionsgebieten getötet wurden. In die Neuausgabe wurden 76 Lebensbilder neu aufgenommen.

An den Märtyrern wird die wahre Kirche sichtbar. Das Bekenntnis der Märtyrer beseitigt manch falsches Klischee über die Kirche und ermutigt junge Menschen, sich für Christus einzusetzen, denn der Glaube wird über Vorbilder vermittelt.

Das Martyrologium „Zeugen für Christus“ ist mehr als ein Jahrhundertwerk. Es wird den Sieg der Wahrheit verkünden, solange es die Kirche in Europa gibt. Deshalb ist ein glaubwürdiger und zündender Religionsunterricht ohne diese Vorbilder kaum vorstellbar. Den Ausbildern von Priestern, Religions- und Geschichtslehrern sowie Firm-Helfern ist dringend zu wünschen, dass sie dieses Werk verinnerlichen.

Eduard Werner

Die Anti-Baby-Pille und die direkte Abtreibung der ungeborenen Kinder im Mutterleib lassen die Geburtenrate immer rapider sinken. Die „Pille“ hat anscheinend ihren empfängnisverhütenden Faktor immer mehr verloren und ist zum reinen Frühabtreibungsmittel geworden. So schrieb z. B. die „Augsburger Allgemeine“ zum 50. Jahrestag der Anti-Baby-Pille zur Einführung in eine Artikelserie: „Wie ein Medikament, das die Einnistung einer Eizelle in der Gebärmutter verhindert, die Gesellschaft verändert“. Durch das ständige Senken des Östrogenspiegels, um gesundheitliche Risiken zu vermindern, hat sich die Pille zum Abtreibungsmittel Nr. 1 entwickelt. Wie recht hatte Papst Paul VI. als er in seiner so vorausschauenden Enzyklika „Humanae vitae“ der künstlichen Empfängnisverhütung eine Absage erteilte.

Sofie Christoph, 86447 Aindling

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 25.10.2010 · Maria-Hilf-Kirche · Sühnegeb.std. Euch.feier · Predigt · Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; Hinweise: 02602-7272

Marienthal/Rheingau – Fatima-Gebetsabend: 13.10.2010 · 18:00 Uhr · Ro.kr. · Beichtgel. · 19:00 Uhr · hl. Messe im außerordentlichen Ritus mit Msgr. Gereon Rehberg (Diözese Limburg) · Lichterproz. · Sakram. Segen.

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Limburg:

02. Oktober 2010 · 16:15 Uhr · Gemeindehaus St. Marien · Bad Homburg · Pater Dr. Joh. Nebel FSO: **Ein katholischer Priester – was ist das wirklich?** · zuvor 15:30 Uhr · feierl. Vesper m. sakr. Seg. · Hinweise: 06172-72181

Mainz:

23. Oktober 2010 · 15:45 Uhr · Aula der FH für Ingenieurwesen, Holzstrasse/ Ecke Rheinstrasse in Mainz · S.E. Weihbischof

Dr. Andreas Laun: **Himmel – Fegfeuer – Hölle – gibt es so etwas ?** Anschl. 18.15 Uhr Vorabendmesse in der Marienkirche (ehemalige Kapuzinerkirche) in der Weintorstrasse, Mainz.

München:

26. Oktober 2010 · 17:00 Uhr · Hansa Haus · Brienerstraße 39 · 80333 München · Toni Siegert: **„Der Heiland ist gut“** Was ist von den Ereignissen rund um die stigmatisierte Therese Neumann von Konnersreuth zu halten, deren Seligsprechungsprozess 2005 eröffnet wurde? Ein Vortrag mit Lichtbildern und Originaldokumenten · Hinweise: 089-605732

30. Oktober 2010 · 14:30 Uhr · Gebetszug: **„1000 Kreuze für das Leben“** Sendlinger-Tor-Platz (U-Bahn-Linien U1/U2/ U3/U6, jeweils eine Station vom Hauptbahnhof bzw. Marienplatz)

Gebetstag zu Ehren Mariens der Mutter aller Völker · 23. Oktober 2010 · LanXess-Arena, Köln-Deutz · Hinweise: 0711-16917067

Gebetsanliegen des Hl. Vaters im Oktober 2010

- Für die Katholischen Universitäten: Sie mögen im Licht des Evangeliums die Vereinbarkeit von Glaube und Vernunft erfahrbar machen.**
- Für die Weltkirche: Ihre Christusverkündigung gereiche allen Menschen zum Segen.**



Nachhören - Verschenken - Missionieren

CDs aller Vorträge und Podien des Kongresses „Freude am Glauben“ 2010

Der AK-Medienapostolat e.V. freut sich, Ihnen auch in diesem Jahr Vorträge, Podien und einige Workshops des Kongresses „Freude am Glauben“ auf CD anbieten zu können. Erstmals sind die Vorträge jeweils eines Tages auch auf UBS-Stick erhältlich.

Zur Deckung der Kosten bitten wir um folgende Spenden:

- * Ein Vortrag / Podium / Workshop auf CD - 5,00 EUR

Sparangebote CDs oder USB-Sticks:

- * Freitag - 25,00 EUR
- * Samstag - 50,00 EUR
- * Sonntag - 30,00 EUR
- * alle Tage - 90,00 EUR

Bestellungen richten sie bitte an:

Angelika Meigel, Rheinstr.25, 76661 Philippsburg
E-Mail: ak-medienapostolat@online.de Tel. 0177-4120771



Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Pfarrer Winfried Abel
Andreasberg 5
36041 Fulda
- Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13
53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Helmut Renner
Hitzlisbergstr. 24a
CH-6006 Luzern
- Inge M. Thürkauf
Postfach 12 24
79549 Weil/Rhein

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

P. Johann Schwingshackl SJ: „Es ist eine Gnade, jetzt zu leben“

Dass man auch unter sehr widrigen Umständen seinen Weg finden kann, zeigt uns die Biographie des Märtyrers P. Johann Schwingshackl SJ. Er ist 1887 auf einem entlegenen Bauernhof in Südtirol geboren. Erst im Alter von 24 Jahren konnte er seine Arbeit als Bauernknecht verlassen und beginnen, Latein zu lernen. Wenige Jahre später begann jedoch der Erste Weltkrieg, und Johann Schwingshackl musste seine Schulbücher mit Uniform und Gewehr tauschen. Nach einer schweren Verwundung an der russischen Front kam er als Kriegsgefangener nach Sibirien. 1918 kehrte er krank in die Heimat zurück. 1919 trat er in Österreich in den Jesuitenorden ein. 1924 wurde er in Innsbruck zum Priester geweiht. Sein Einsatz als Prediger, Beichtvater und Novizenmeister erfüllte ihn mit Freude und brachte ihm große Anerkennung ein. Als Hitler 1938 Österreich an Deutschland angeschlossen hatte, kritisierte P. Schwingshackl den braunen Zeitgeist offen und verlangte eine kompromisslose Entscheidung für Christus. „Die Zeit braucht jetzt Männer durch und durch. Es werden vielleicht 80%, meinerwegen 90% versagen. Macht nichts. Es genügen auch 10%. Die müssen aber Eigenschaften haben wie die ersten Jünger Christi. Sonst stürzen unsere Völker in den Abgrund.“ In seinen Predigten widerlegte der Pater die falschen Lehren des Nationalsozialismus mit einer Klarheit, die selbst Gestapoleute erstaunte. Ein Gestapo-Mann sagte bei einer Vernehmung zu ihm: „Sie sind eine Erscheinung auf der Kanzel. Wenn Sie etwas sagen, dann macht das einen ganz anderen Ein-

druck als wenn der und der das sagt. Sie dürfen sofort heimfahren, wenn Sie uns schriftlich versichern, nicht mehr predigen zu wollen.“ Darauf antwortete der Pater: „Sie irren sich,



meine Herren. Ich werde genau da wieder weiterpredigen, wo ich gestern aufgehört habe.“

Pater Schwingshackl wusste, dass er ständig von der Geheimpolizei beschattet wurde. Trotzdem stellte er in seinen Predigten dem nordischen Herrenmenschen dem barmherzigen Samariter und die international tätigen Krankenpflegeorden entgegen und dem Nationalismus begegnete er mit dem Hinweis auf die Internationalität der Kirche. Die christliche Botschaft gelte schließlich für alle Völker, und Heilige würden die Völker sichtbar verbinden. Zu ei-

ner verwandten Klosterschwester in Wien sagte er einmal: „Wenn Du einmal hörst, dass ich verhaftet wurde, dann sollst Du wissen, dass ich nicht mehr lebend zurückkommen werde.“ Und zum Innsbrucker Bischof Rusch sagte er: „Heute muss man schon fast ein schlechtes Gewissen haben, wenn man nicht eingesperrt ist.“ Doch diese zweifelhafte Ehre der Verhaftung wurde ihm bald zuteil. Ihm wurde Wehrkraftzersetzung vorgeworfen. Außerdem fand die Polizei in einem heimlich zensierten Brief folgenden Satz: „In Deutschland geht es um Sein oder Nichtsein der katholischen Kirche. Wenn die Gegner des Glaubens im Krieg siegen, dann wird das katholische Leben radikal ausgerottet.“ 1944 wurde P. Schwingshackl verhaftet und in einem anschließenden Prozess zum Tode durch Enthaupten verurteilt.

Die Behandlung im Gefängnis war brutal. Der Verurteilte war gefesselt und konnte vor Hunger und Kälte nicht schlafen, so dass er noch vor der Hinrichtung im Januar 1945 im Münchner Gefängnis Stadelheim starb.

Die 4000 Priester, die Hitler europaweit umbringen ließ, hatten nicht nur den klaren Blick, um die Irrtümer der Zeit zu erkennen, sie hatten auch den Mut, ihre Erkenntnisse trotz Todesgefahr deutlich auszusprechen. Ihr Zeugnis erwies sich als dauerhaft gültig. P. Schwingshackl betrachtete es als besondere Gnade, in dieser Zeit der Verwirrung zu leben, um die aktuellen Irrtümer aufzeigen zu können. Den Irrtümern der Zeit zu widerstehen, erfordert wohl immer einen Heldenmut. P. Johannes Schwingshackl hatte ihn. *Eduard Werner*